

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 35.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. September 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von milanesischem Taffet, Basquine à l'impératrice von schwarzem Taffet mit offenen, edig geschnittenen Ärmeln und einem Glöckchenbesatz. Strohhut, dessen Kopf und Bavolet von rosa Taffet, um den Rand des Schirmes mit schmalen schwarzen Blonden, im Innern desselben mit rosa Blumen garnirt. Battistifragen. Unterärmel von Battistif, bestehend aus einem großen Puff mit ausgezackter, zurückgeschlagener Manschette.

Figur 2. Anzug eines kleinen Mädchen. Kleid von dunkelrothem Popeline, Casaque von weißem Piqué, Amazonenhut von italienischem Stroh, mit weiß und rosa Band garnirt.

Figur 3. Robe von stahlgrauem Taffet mit doppeltem Rock. Jeder Rock ist am Saum mit einem schmalen, dicht getollten Volant besetzt, und der obere an beiden Seiten durch eine große Bandschleife ausgenommen; Berthe von gleichem Stoff, wie die Kermel mit getollter Taffetflügel garnirt. Hut von Reisstroh, mit Guirlande von grünen Blättern. [2512]

Die Seele der Geige.

Das herrliche Tyrol mit seinen fruchtbaren Thälern, seinen schroffen Bergwänden hat manches kräftige Geschlecht unter seinen Bewohnern aufzuweisen, doch auf keines blickt es mit größerem Stolze, als auf die Bewohner des Zillertals, ein Völkchen voller Kraft, Kühnheit und Poesie, das den Stolz des Vaterlandes wohl rechtfertigt. Das Zillertal selbst ist der Garten Tyrols, es ist das gesegnete Land, wo der Weinstock die süßigen



Ranken von Baum zu Baum schlingt, wo vor jeder Thüre der dicke grüne Dom einer Kastanie oder eines Kufbaums sich wölbt, es ist überdies das Thal, welches die Stadt Zell in seinem Schooße birgt, und darauf sich nicht wenig zu gute thut, denn Zell ist weit und breit bekannt durch das Heiligenfest, das dort mit besonderem Glanze gefeiert wird.

Der Jahrestag dieses Festes hatte auch diesmal wie gewöhnlich Tanz, Gesang und Fröhlichkeit mitgebracht. Die ganze Jugend von Zunsbrunn und aus den benachbarten Dörfern hatte sich eingefunden. Da sah man reiche Bürger, Studenten in malerischer Tracht, Officiere in weißen Uniformen, Schäfer im Sonntagsstaat, Jäger mit spitzen Hüten, von denen bunte Bänder herabflatterten, junge Mädchen mit weißem Camisol, dunkelblauem Rock, schwarzen Brusttuch und einem Männerhut auf dem Kopfe, kurz das ganze bunte Durcheinander eines wahren Volksfestes.

Immer höher schwall der frohe Lärm, die Hurrah's wurden lauter, hinter den spitzen Felszacken hervor schallten die hellen Klänge lustiger Weisen, die, vom Echo fortgetragen, die antwortenden Stimmen der umgebenden Berge weckten.

Die Menge drängte sich nach dem Hauptplatze von Zell, welcher an den Seiten mit Rasen umgeben, übrigens aber mit Sand bestreut war. Das Geräusch tausend fröhlicher Stimmen mischte sich mit den ersten Accorden der Instrumente; das Orchester, aus den besten Musikern des Landes gebildet, begann soeben einen Walzer, die Ungebild der unermüdeten Tänzer zu befriedigen.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Spielern; der Vorsteher derselben, der erste Violinist, hatte die Nachricht erhalten, sein Sohn sei in Hüll plötzlich gefährlich krank geworden. Der arme Vater drängte mit Gewalt die Thränen zurück, die seinen Augen entströmten.

„Könnte ich noch zu rechter Zeit kommen!“ murmelte er und ohne auch nur die Geige in ihr Futteral zu legen, stieg er die Stufen der Estrade hastig hinab und verschwand in der wogenden Menge, welche ihn ehrerbietig Platz machte.

Die Musik schwieg — und eine erwartungsvolle Unruhe schien sich der Volksmenge bemächtigt zu haben.

Einige Schritte vom Orchester, auf einer hölzernen Bank, saß inebessen ein junger Mann von ungefähr 15 Jahren mit einer alten Bäuerin. Der Jüngling, zart und schlank gebaut, zeigte, von langen blonden Locken umgeben, ein schmales bleichs Gesicht mit dem eigenthümlichen Ausdruck, welchen das innere qualende Feuer des Genies den Zügen aufprägt. Er hatte bisher dem Treiben des Festes mit gleichgültiger Unbeweglichkeit zugegesehen, erst nach dem eben erwähnten Vorfall gerieth er in ungewöhnliche Erregung, sprang plötzlich auf und wollte sich eilig entfernen, als die alte Bäuerin ihn zurückhielt mit den Worten:

„Was fällt Dir ein, Leopoldchen? Ist's Dir nicht wohl hier?“

„Mutter, Mutter!“ erwiderte der Jüngling mit sanft eindringlichem Ton, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was in mir vorgeht.“

„Bei allen Heiligen, Kind, so habe ich Dich mein Lebtag noch nicht gesehen, nicht einmal dazumal, als Du so schwer am Fieber darniederlagst und ich Dich pflegte. Weiß Gott, Du hast mir schon viel Kummer bereitet, seit ich arme Wittve Dich zu mir nahm, als die Nachbarin, Catharine Pfeffer, starb — sie war auch nur eine arme Wittve, die Catharine, und meine gute Freundin, was konnte ich anders thun . . .“

„Ich habe Eure Wohlthaten nicht vergessen, Mutter Schwarz, und kann mir das Zeugniß geben, daß ich mich stets bemühte, sie zu verdienen.“

„Was hilft's, Du hast doch keine Lust an der Feldarbeit, und unsere Ziegen zu hüten, ist Dir auch langweilig. . . Ja, ja, Mosje Leopold hat Nichts als den Bierfiedler im Kopfe, niemals ist er zufrieden, als wenn er die Geige im Arm hat. — Schönes Metier das für einen Mann!“

„Mutter, bringt mich nicht zur Verzweiflung; wenn Ihr so sprecht, kann ich Euch ja mein Vorhaben nicht mittheilen.“

„Rede nur frei heraus,“ sagte die gute Frau, besänftigt durch den Ausdruck tiefen Kummers im Antlitz ihres Pflege Sohns.

„Ei, ei, was giebt's denn hier!“ rief in diesem Augenblicke die Stimme des biden, rothbüchigen Mannes dazwischen, welcher den Beiden gegenüber saß; es war der Gastwirth Fridmann. —

„Ihr scheint ja ganz wo anders zu sein, als beim Feste, Frau Nachbarin!“

„Nu, ist wohl kein Wunder, Herr Fridmann; der Leopold spricht in lauter verblümmten Redensarten.“

„Was, Junge, hast Du schon Geheimnisse — in Deinen Jahren?“

„Herr Fridmann,“ stotterte der Jüngling mit niedergeschlagenen Augen. . . Doch plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, oder vielmehr als eile er, einer innern Stimme zu gehorchen, ergriff er den Wirth heftig bei der Hand, zeigte auf den freien Platz der hölzernen Bank und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bitte Sie, Herr, bleiben Sie so lange bei meiner guten Mutter, bis ich wieder komme; ich gehe nicht weit,“ und ohne eine Entgegnung abzuwarten, stürzte er nach der Estrade zu, stieg rasch die Treppe hinauf, ergriff Müller's Geige und rief: „Der Entsetzte ist erseht!“

„Erseht? Durch wen?“ rief einer der Musiker.

„Durch mich!“ erwiderte Leopold stolz.

Ein allgemeines tolles Gelächter folgte diesen Worten. Leopold fühlte seinen Muth wachsen in der Bedrängniß. Er wartete, bis der Lärm sich etwas gelegt, hob dann Geige und Bogen in die Höhe und rief: „Meine Herren, ich würde nicht die Kühnheit haben, mich hier an den Platz des Musikers zu stellen, der so eben das Orchester verlassen, wenn ich mich nicht fähig fühlte, seine Stelle auszufüllen.“

Dieser Rede antwortete erneuter Lärm spottender Ausdrückungen, zwischen denen zuweilen die klagende Stimme der Wittve Schwarz hörbar ward, welche sich meinend an das Geränder der Estrade klammerte, ohne auf Fridmann's Beruhigungsgründe zu hören.

Gott weiß, welchen Ausgang die Sache genommen, wäre nicht ein Mann von erstem Ansehen vorgeschritten und hätte mit einem Ton, welcher jede Widerrede zurückwies, gesagt:

„Wie könnt Ihr das Vorhaben des jungen Mannes tadeln? Wißt Ihr im Voraus, daß er nicht werth ist, eine Stelle neben Euch einzunehmen? Ihr könntet mich auf die Vermuthung bringen, daß Ihr den Vergleich zu fürchten habt.“

Diese strengen Worte wirkten gleich mächtig auf Musiker und Publicum. Die ersten schwiegen, um nicht für eifersüchtig gehalten zu werden, und die Menge, wie immer und überall mit gewohnter Leichtigkeit vom Spott zu ungebuldiger Neugier übergehend.

Eine tiefe Stille folgte. Leopold fühlte, daß er sie benutzen müsse. Er ließ den Bogen über die Saiten gleiten, und spielte ein Andante aus der Pastoral-Symphonie von Beethoven. Die reinen, vollen Töne drangen in die Seelen und machten alle Herzen höher schlagen. Der heitere, Tanz, festlicher Lärm war verschwunden, Nichts war mehr da als ein jugendliches Haupt, umleuchtet vom Strahlentranz des Genies, auf das alle Blicke unwiderstehlich gerichtet blieben.

Bewunderung ließ den Beifall verstummen.

Erst nach Beendigung der Musik machte der Enthusiasmus sich Bahn, aber Leopold vernahm nichts davon; die Bewegung hatte ihn überwältigt.

Als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich in dem Hinterstübchen eines Kaffeehauses auf einem Divan, umgeben von Mutter Schwarz, von Fridmann und dem Unbekannten.

„Gott sei gelobt!“ rief die Wittve, „er kommt wieder zu sich; Leopoldchen, was hast Du mir für Angst gemacht — aber, sehet nur, Fridmann, sehet Sie nur, Herr, wie blüß er ist. Ist das ein Verstand, sich um das bißchen Geigenpiel so herunter zu bringen! Ist das nicht eine Thorheit. Nachbar — nicht wahr? meinen Sie nicht, Herr?“

Der Wirth nickte bejahend mit dem Kopfe, der Unbekannte schüttelte verneinend den seinen.

„Nachbarin,“ sagte Fridmann, „ich sehe die Sache ganz mit Euren Augen an. Ein gut rentirendes Wirthshaus ist mir lieber als alle Musik und alle Musikanten auf der Welt.“

„Vielleicht werden Sie Ihren Ausspruch in etwas mildern,“ sagte mit ernstem Lächeln der Unbekannte, „wenn Sie erfahren, daß ich der Kapellmeister Sr. Majestät des Königs von Baiern bin.“

Der Gastwirth blieb mit offenem Munde stehen. Leopold reichte dem Kapellmeister beide Hände entgegen. Er studirte seine Züge, und ihm schien, als spräche das Genie in dem edlen Ausdruck derselben.

„Sie sind gewiß ein großer Musiker; als ich Sie zu der Menge sprechen hörte, fühlte ich das, ich liebte Sie schon damals.“

Der Kapellmeister drückte ihm warm die Hand. „Mich vergißt er . . .“ sagte Mutter Schwarz mit einem Seufzer.

„Euch vergessen!“ rief Leopold. „Habt Ihr mich armen Waisenknecht nicht ausgenommen und mir das tägliche Brod gegeben? Alles, was ich bin, verdanke ich Euch. Aber Mutter, denkt Ihr wohl auch an die freie Sehnsucht meiner Jugend, welche ich nicht zu befeuern, nicht zu verstehen vermochte, bis der Gesang der Biegel und die Afforde der Orgel mir die hohe Kunst enthüllten, welche mich tröstete, die Kunst, die ich, ohne Lehrer, ohne Führer, erwarben mußte.“

„Sie haben keinen Lehrer!“ fragte erstaunt der Fremde. „Es giebt keinen in unserem Dorfe,“ antwortete der Jüngling lächelnd, „es giebt hier keinen — wir haben hier nur Hirten, Jäger und Feldarbeiter.“

„Wunderbar! Also durch eignen Fleiß sind Sie auf diesen Punkt gekommen? Leopold, mein liebes Kind, Sie, von Gott so reich begabt, sollten Ihre ungewöhnlichen Gaben nicht nützen? das wäre unrecht. Die Fluth Ihrer Gedanken strömt noch wild einher, sie sollen geregelt werden, Ihre Hand berührt das Instrument mit fieberhafter Hitze, diese Hand muß gelehrt und sicher gemacht werden. Sie sind ein geborner Musiker, Sie werden ein Virtuose; vertrauen Sie sich mir, ich vollende das Wunder; folgen Sie mir nach München.“

„Mein Himmel!“ jammerte die Wittve, „Sie wollen mir das Kind mit fortnehmen?“

„Um es Euch groß und berühmt wieder zu bringen.“

„Das lasse ich niemals geschehen!“

„Frau,“ sagte der Kapellmeister mit großem Ernst, „Ihr dürft Euch der Schickung nicht widersetzen, welche Gott so sichtbar über den Jüngling verhängt.“

„Aber, lieber Herr, ich hab' ihn erzogen, Ihr werdet ihn mir nicht nehmen wollen. — Nicht wahr, Leopold, Du verläßt mich nicht?“ fügte die Wittve mit bitterer Geberde hinzu; Leopold sank in ihre Arme und weinte mit ihr. — „Nein,“ sprach er, „ich habe den Muth nicht.“

„Wußte ich's doch!“ sagte Mutter Schwarz, mit triumphirendem Blick sich zum Fremden wendend; aber Schrecken ergriff sie, als sie den tiefen Schmerz bemerkte, welcher in Leopold's Züge zurückgekehrt war.

„Hört,“ begann der Kapellmeister, „die Sache fordert ernste Ueberlegung. Ich weiß wohl, daß die Seele oft einem augenblicklichen Gefühl der Dankbarkeit ihre heissesten Wünsche opfern möchte, doch die Ueberlegung kommt und läßt einen so liberellen Entschluß bereuen. Bedenkt: Ihr habt zwar dem jungen Manne das tägliche Brod gegeben, doch habt Ihr deshalb ein Recht, den schönsten, unleugbaren Beruf in ihm zu tödten? Denn, gute Frau, hättet Ihr ihm einen schlechten Dienst geleistet, Ihr hättet den Leib ernährt und die Seele getödtet. Bedenkt, daß ich Leopold Ruhm und Vermögen in Aussicht stelle — und so hoffe ich, werdet Ihr Nichts mehr dagegen haben, daß er mich begleite.“

„Im Grunde hat der Herr nicht Unrecht,“ sagte der Wirth, welcher bei dem Worte „Vermögen“ die Ohren spitzte.

Die Wittve flehte in stillem Gebet Gott an, er möge ihr Ruhe und richtiges Urtheil verleihen. — Sie ward endlich ihrer Empfindung Meister, ging auf Leopold zu und sagte, seine Hand ergreifend:

„Na, Kleiner! Geh und sei glücklich!“

„Ich soll fort?“ schluchzte Leopold.

„Ja, weil es Gottes Wille ist, so geh und sei glücklich bei Deiner Arbeit. Ich hoffe, Du wirst manchmal an unser Dörfchen zurückdenken, an Dich, wo Du aufgewachsen bist, und Du wirst auch an die denken, die jeden Abend mit einem Gebet für Dich einschlafen wird.“

„Ach, ich kann nicht . . .“

„Geh, Leopold, jetzt beschle ich Dir's, ich Deine Pflegemutter, aber schnell — ich könnte wieder schwach werden.“

„Frau,“ sagte der Fremde, „Euer Opfer wird Euch einst reichlich vergolten werden.“

„Es ist schon,“ antwortete die Wittve, die Hand auf ihr Herz gelegt.

Nach wenigen Minuten führte eine Postkaise Leopold und seinen Beschützer der Hauptstadt Baierns entgegen.

Fünfzehn Jahre waren verflossen.

Duchs, das friedliche Dorf, lag in die Schatten der Nacht gehüllt, und seine ganze arbeitsame, einfache Bevölkerung in den Armen des Schlafes. Ein leichter Windhauch flog von Hütte zu Hütte, von Dach zu Dach und bewegte kosen die Blätter der dunklen Kastanien.

Ein Wagen rollte durch die Hauptstraße des Dorfes und hielt vor der Schenke des Meister Fridmann, welchen der Postillon mit einiger Mühe glücklich herausklopfte. Der Wirth erstickte auf der Thürschwelle, ein Licht in der einen Hand, und mit der andern die Augen reißend.

„Ist schon spät, Herr,“ sagte er, „ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, jetzt eine Stunde und ein Abendbrod herzurichten zu so ungehöriger Zeit.“

Der Reisende, ein schlank gewachsener Mann, sprang aus dem Wagen und antwortete zerstreut: „Ich brauche Nichts als ein Zimmer nach der Straße heraus; mit dem Abendessen bemüht Euch nicht, ich habe keinen Hunger.“

„Das lohnt sich noch, um solches Lumpenwoll aus dem Schlaf aufzustehen,“ murmelte Fridmann zwischen den Zähnen, wies aber doch dem Reisenden ein Zimmer an und öffnete das Fenster. Dieser lehnte sich auf die hölzerne Brüstung und schaute unverwandt nach der kleinen Strohhütte gegenüber, deren einziges Fenster mit kleinen viereckigen Scheiben durch ein Spitzengiebel fast ganz verdeckt war. „Sagt mir,“ begann er, „in dem hübschen Häuschen da drüben . . .“

„Meint Ihr das Nest da!“

„Ja, nun, kommt darauf an, wie man die Sachen betrachtet. Wem gehört dieses Haus?“

„Poß Tausend! Herr — nehmen Sie mir's nicht übel, aber — was kann Euch das ausnützen, daß die Barake — oder — das Häuschen da — einer guten Alten gehört, die hier im Dorfe die Wittve Schwarz heißt?“

Der Fremde konnte seine Bewegung nicht unterdrücken. Er faltete die Hände und blickte zum Himmel. Meister Fridmann fing an zu fürchten, daß er einen Narren unter seinem Dach beherberge, und ging ohne Säumen, seine Burschen und Knechte zu wecken, den Fritz, den Peter und den Gregor, damit er Hilfe habe, wenn sein seltsamer Gast etwa auf gefährliche Ercentricitäten verfallen sollte.

Der Reisende hatte indeffen aus seinem Koffer eine Geige genommen. . . „Du bist es, edles Instrument, dem ich Lebensunterhalt, Glück und Ruhm verdanke. Du hast mich in den Kämpfen der Welt begleitet; auf Dein von Alter geschwärztes Holz sind Thränen der Verzagttheit, Freudeathänen des Triumphes geflossen. Treuer Freund, unzertrennlicher Gefährte, lege Deine Seele auf Deine zitternden Saiten und trage diese reine Seele hinüber zur Hütte der armen alten schlafenden Frau. Um Deinetwillen verließ ich meine zweite Mutter, nun sage ihr auch, daß ich immer ihr Sohn gelieben. Rede und singe, theure Geige, zerstreue die Schatten der Nacht und das Weh der Trennung.“

Er näherte sich dem Fenster und spielte, gegen den Vorsprung desselben gelehnt, das Andante aus der Pastoral-Symphonie.

Die mächtige Melodie in der Stille der Nacht schien die Luft bis zur fernsten Grenze des Horizontes zu erschüttern.

Ein seltsames Concert, von nur einem Musiker gegeben, geöhrt vielleicht nur von dem Echo des Dorfes — und doch schien es, als habe das erhabene Lied einige der harlosen Dorfbewohner geweckt. Hier und dort tauchte ein Lichtchen aus dem Dunkel auf, als Zeichen der Bewegung, des Lebens, der Acht-samkeit.

Jetzt öffnete sich das Fenster an kleinen Häuschen drüben. Eine wandende Gestalt, deren Umrisse sich nur durch die weißen Kleider von dem Dunkel abhoben, erschien am Fenster, stützte ihre zitternde Hand auf dasselbe und sprach wie für sich, laut die Worte:

„Mein Gott, mein Gott! — Das ist die Melodie, die er auf der Geige spielte, mein armes Kind! Mein Gott, so spielte er, als wir noch beisammen waren und glücklich! — O, mein Gott, ist es seine Seele, die auf die Erde zurückkommt, um mich zum Himmel abzurufen; wo es so schön ist? . . .“

Die Geige schwieg; aber von drüben rief eine liebevolle Stimme: „Mutter, Mutter! Ich danke Dir, Du hast mich erkannt!“

Man sagt, der Virtuose wolle im Dorfe bleiben, bis seine alte Pflegemutter die Augen geschlossen. Er hatte Vermögen erworben, Ruhm und Ehre gewonnen draußen in der Welt, aber Glück und Frieden waren im Dorfe zurückgeblieben.

A. v. C.

Skizzen aus Paris von Jehu und Einst.

6. Eine Morgenstunde.

Es war ein herrlicher Märzorgen dieses Jahres; die Sonne strahlte in vollem Glanze, aber es hatte den Abend vorher geregnet und die Straßen von Paris waren bedeckt von jenem wellberühmten Schmutz, welcher der alten Lutetia einst den Namen gab und auch heut noch den bescheidensten G-inolinerböden, sogar den — viel vertragenen rothen Unterröcken Gefahr droht.

„Soll ich ausgehen? Soll ich zu Hause bleiben?“ fragte ich mich selbst, als eine Freundin, Fr. v. B., mit ihrer reizenden 16jährigen Tochter und ihrem Sohn Albert eintrat.

„Wir wollen Sie entführen!“ rief Fr. v. B. mir entgegen. „Bortrefflich!“ antwortete ich, froh, den inneren Debatten dadurch ein Ziel gesetzt zu sehen; „wohin aber werdet Ihr mich führen?“

„Nach dem Palais Royal; natürlich!“

„Eine herrliche Idee! also nach dem Palais Royal, um

die merkwürdige Sammlung des Prinzen Napoleon zu sehen. — Ich will gleich einen Wagen holen lassen.

„Einen Wagen? — Man sieht doch gleich, daß Sie keine Pariserin sind. — Einen Wagen! und wir haben von hier nur 2 Schritte zum Palais Royal.“

„Aber der Schmutz!“

„Ach, wenn Sie eine Pariserin werden wollen, dürfen Sie von dem Bißchen Schmutz sich nicht abschrecken lassen.“

„Gar zu sehr wollte ich mir doch meine unparisische Herkunft nicht vorwerfen lassen, nahm also entschlossen Hut, Shawl und Handschuhe und wir gingen.“

„Unser Muth ward indessen auf keine geringe Probe gestellt; wir glitten hin und her auf dem schlüpfrigen Trottoir und unsere Kleider trugen manchen Flecken davon; Herr Albert lachte schadenfroh in sich hinein.“

„Garstiger Mensch!“ schalt seine Schwester, die ihn heimlich beobachtet hatte.

„Was thue ich denn?“ fragte der Bruder mit der Miene gekränkter Unschuld.

„Du moquirst Dich, das ist sehr unhöflich!“

„Nein, Manon, ich dachte über die traurigen Folgen nach, die schlechtes Wetter haben kann. Du hättest nur den armen Gautier hören sollen, der ist das Opfer des schlechten Wetters geworden.“

„Wie das?“ fragte ich ungläubig den Spötter.

„Madame, es kam nämlich so: Mein Freund Gautier wollte ein junges reizendes Mädchen heirathen. Die Verlobten hatten sich bisher nur Abends in den Salons gesehen, und begegneten sich nun eines Morgens auf dem Boulevard, d. h. an einem regnigen Morgen. Der Bräutigam ging auf der rechten, die Braut auf der linken Seite des Trottoirs und jedes glaubte, vom Andern nicht bemerkt zu sein. Welche Entdeckungen machten sie da! Das junge Mädchen, welche das Kleid mit beiden Händen hielt, machte dadurch ihre großen Füße und ihre feineswegs sorgfältige Gepflogenheit doppelt bemerkbar — und — mein Freund haßt die großen Füße. Dazu hingen die Locken à la Sevigné, welche sonst das Gesicht der Braut so reizend umgaben, in langen losen Strähnen auf die Schultern herab. . . . „Meiner Braut fehlt Ordnungssinn und Geschmack.“ seufzte mein Freund leise vor sich hin, „und . . . sie hat einen großen Fuß!“

Doch auch die Braut hatte ihre Beobachtungen gemacht. Sie bemerkte, daß der Hut ihres Zukünftigen von einem kleinen Regenschirm überragt war, welcher, ohne Stiel, nur an den Hut befestigt wird und den Herren sorgfältig erlaubt, die Hände bequem in die Taschen zu stecken.

Das that denn auch Mr. Gautier.

„Mein Bräutigam ist ein Sonberling,“ dachte die Braut; „ich hasse alle Excentricität!“ Aber das war noch nicht Alles: Eine arme Frau, die dicht an Gautier vorüberging, sprach ihn um ein Almosen an, um Brod zu kaufen für ihr Kind. Doch zu bequem, den Ueberzieher aufzuknöpfen, um das Perlemonnaie aus der Rocktasche zu nehmen, ging Gautier vorüber; — und — sein Verdammungsurtheil war gesprochen.

Am nämlichen Abend sahen sich die jungen Leute und waren sehr kalt gegen einander, am nächsten Morgen noch etwas mehr und so fort, bis sie den Vorsatz, sich zu heirathen, aufgaben, ein Vorsatz, der ohne den großen Fuß, die schlechten Schuhe, den Regenschirm und den jugendpöpstlichen Ueberzieher sicher ausgeführt worden wäre — oder vielmehr ohne das schlechte Wetter.“

„Die Moral von der Geschichte,“ sagte Manon neckend, ist also: „Verlobte dürfen sich nur bei Sonnenschein und Kerzenlicht sehen!“

„Um die Ueberraschungen für die Ehe aufzubewahren,“ sagte Fr. v. P., „ist das wohl klug?“

Es war keine Zeit zur Antwort, denn wir betraten in diesem Augenblicke die Salons des Palais Royal.

„Abscheulich!“ rief unsere junge Begleiterin beim Anblick der Eskimo-Familie, aus drei Personen bestehend, welche eher an Gnomen als an Menschen erinnerten. Niemand fühlte sich bewogen, diesen naiven Ausruf des Mißfallens zu widerlegen, und doch, nachdem der erste Eindruck vorüber, machte der Abscheu einem tiefen Mitleid Platz für diese armen Wesen, mit gebrechlichem, mißgestaltetem Körper, die durch ihre platten Nasen, ihre Hängebacken, ihre bläuliche Haut noch häßlicher werden. Ihre Kleidung besteht aus einer Art Talar von Seehundsfell; ihre Wohnungen, der elenden Kleidung entsprechend, sind kleine Hütten oder Zelte von Seehundsfell, in denen keine Pariserin in Balltoilette lag fände, so klein ist der Raum einer solchen Hütte, welche dennoch eine ganze Familie beherbergen muß. Eine Steinlampe, mit Seehundsfleisch am Dach des Zeltes aufgehängt, mit Seehundsfett genährt, dient sowohl zur Erwärmung der Hütte, als auch zum Kochen des Seehundsfleisches, welches die vorzüglichste Nahrung der Eskimo's ausmacht.

Man sieht, dieses Thier ist für die armen Bewohner Grönlands Alles; es erkeht ihnen Felder, Heerden und alle Erzeugnisse der Industrie, die uns unentbehrlich scheinen.

Wie wenig braucht der Mensch! Aber ach! Welch ein Leben ist es, das keine andern Bedürfnisse kennt als solche, die in den engsten Grenzen der Nothwendigkeit sich bewegen!

Das Zelt der Eskimo's, welches Prinz Napoleon mitgebracht aus dem Norden, war auf der Terrasse des Palais Royal aufgeschlagen. Nachdem wir diesem unsern Tribut der Neugierde gezollt, gingen wir in den Saal, welcher die Zeichnungen und Gemälde enthält, welche an Ort und Stelle von den die Flotte begleitenden Künstlern ausgeführt waren. Wir glaubten uns in jene bisher so wenig gekannten Länder versetzt, nach Grönland, nach Islarb, denn alle Skizzen sind von solcher Lebendigkeit, daß man den unmittelbaren Eindruck der Natur zu empfangen glaubt. Der Hella dampft in seiner eisigen Umgebung, der Geysir wirft seine stehenden Wasserstrahlen in die Höhe, die Fjords oder Gießflüssen sehen wie diamantene Nadeln in der farbigen Landschaft da.

Wir hatten nun noch einen Saal zu besuchen, welcher fast der interessanteste genannt werden kann. Eine isländische Schöne, d. h. ein gnomenhaftes Wesen in der Kleidung der isländischen Frauen, empfing uns am Eingang, und ihren Gruß erwidend, hatten wir Zeit, ihr mit Kupferplättchen gesticktes Kleid, den in ähnlicher Weise erzieren Tuchfragen und die Art weißer Haare zu betrachten, welche ihren Haarputz krönte.

Von dieser Dame hinweg wandten unsere Blicke sich der langen Tafel zu, welche die ganze rechte Seite des Saales einnahm; mehre Abbömmelinge desselben, von der Natur so stiefmüt-

terlich bedachten Geschlechtes hatten daran Platz genommen. Ihr Anblick vermochte uns nicht lange zu fesseln, da die in der Mitte des Saales befindliche Tafel bereits unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, an welcher man die Culturgeschichte Grönlands studiren konnte. Von dem Nachen an, der, in Gestalt einer Wanne, mit dem darin fahrenden Eskimo einzu sein scheint, bis zu den häuslichen Geräthen, fand man hier Alles sinnig und in höchster Ordnung aufgestellt; nicht weit davon die mineralischen Producte des Landes und am Ende des Saales auf einer Erhöhung war sogar eine norwegische Braut in voller Parure zu sehen.

Sie ließ mit großer Gefälligkeit ihr goldenes Diadem, ihr Leibchen und ihren Gürtel bewundern, welche mit Gold und Steinen gestickt waren, und zeigte uns ihre Schürze und den weißen Leinwandfragen, dessen Stickerei unserer Gnipfearbeit gleich.

Endlich mußten wir dieses eigenthümliche Museum verlassen und beschloßen unsern Rückweg durch den Tuileriengarten zu nehmen.

„Wißt Ihr,“ begann meine Freundin, „was ich am meisten an dieser Unternehmung bewundere? Es ist der Eifer, womit Prinz Napoleon sich dieser beschwerlichen Reise unterzog, um uns ein Land kennen zu lehren, von dem wir bisher so unvollkommene Begriffe hatten.“

„Der erlauchete Reisende hat noch ein anderes Verdienst,“ fuhr Albert fort, „statt eine Reisebeschreibung herauszugeben, die wenig oder flüchtig gelesen wird, bringt er uns, so zu sagen das ganze Land her. Es ist eine herrliche Idee!“

Hier ward er unterbrochen durch den Ruf: „Place, Messieurs!“ Die Kaiserin sollte von ihrem Spaziergang zurückkehren, wir stellten uns also auf an einer Stelle, wo wir hoffen durften, unsere anmuthige Herrscherin sehen und grüßen zu können. Sie erschien auch bald, von zwei Ehren Damen begleitet. Ihre Majestät trug eine Robe von grünem Sammet, deren ebenfalls grüner Hut und einen herrlichen Caschmirshawl. Der Ruf: „Vive l'impératrice!“ erhob sich, wo sie vorüber schritt, und sie beantwortete ihn mit freundlich huldvollen Grüßen. — Da stürzte ein junger Mann, unbedeckten Hauptes, ein Papier in der Hand haltend, durch die Menge. Welches war seine Absicht? Die Wachen forschten nicht erst danach, sondern suchten ihn von Ihrer Majestät zurückzuhalten.

Wir erwarteten, die Kaiserin werde erschrecken und bestürzt vorwärts eilen, doch nein; mit der ihr eigenen Ruhe und Holdseligkeit schritt sie auf den jungen Mann zu, welcher sich ihr zu Füßen warf. Wir freuten uns dieser Geistesgegenwart unserer schönen Fürstin; vielleicht war es auch ein Gefühl des Mitleids, welches sie bewog, dem Flehen eines Unglücklichen sich nicht zu entziehen. . . Die einzelnen Worte des Gesprächs erreichten unser Ohr nicht, und so blieben wir für diesen Tag in Ungewißheit, wer der Held dieser Gartenscene gewesen, oder was er gewollt. Die Zeitung des andern Morgens belehrte uns, daß es — ein Wahnsinniger war!

„Eine inhaltreiche Morgenstunde,“ sagte ich scheidend zu meiner Freundin, „Dank Ihnen, daß Sie mir zum Genuß derselben verholsten.“

„Dacht' ich's doch,“ war ihre lächelnde Antwort, „daß Sie mir für die Beseitigung Ihrer wetherischen Bedenklichkeiten danken würden. Ich wette, Sie werden noch eine brave Pariserin — Adieu!“

Erinnerung an Theodor Körner.

Von G. A.

Vor mehreren Jahren war ich eines Abends in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft des Oberhofmarschalls . . . Es kam die Rede auf unsern unvergesslichen Sängersüßling, Körner. Im Laufe des Gesprächs erwähnte der Kammerherr, . . . welcher längere Zeit in England gelebt und eine lebenswürdige Britin heimgeführt hatte: ein Lord . . . habe dort in einer Gesellschaft die Briefstasche Körner's, welche derselbe im Augenblicke seines Todes bei sich gehabt, vorgezeigt. Die Briefstasche mag dem reichen Sammler manches Pfund aufgewogen haben. Ich widersprach dem Erzähler, und bemerkte, daß diese Merkwürdigkeit nur ein recht tüchtiger Betrug sein müsse, da ich selbst — man machte große Augen — die ächte Briefstasche Körner's eigenthümlich besitze. Ich legitimirte mich sofort, und man mußte mir glauben.

Wir ist die Briefstasche ein heiliges Andenken an den mir von meiner Universitätszeit her bekannten Körner — ich studirte in Wittenberg, Körner in Leipzig; an beiden Orten sahen wir uns — und an einen mir unvergesslichen Bruder, Körner's Kriegs- und Schlachtenfreund.

Mein Bruder, der 18 . . . geehrt und geachtet, nach einem vielbewegten ehrenvollen Leben in Frankfurt a. M. starb, vermachte mir unter andern, als Andenken an eine schöne Zeit seine Litgow'sche Uniform, seinen Briefwechsel aus der Kriegszeit mit den edelsten Männern der damaligen Zeit, und — Körner's Briefstasche.

Bald nach Körner's Tod und später im Jahre 1815 schrieb er mir über Körner's Tod und Bestattung rührende Worte. Er hat sie zum Theil auch in den „Erinnerungen aus den Befreiungskriegen 1813 und 1814“ Frankfurt a. M., Hermann. 1. Hest. 1847. S. 19 unter der Ueberschrift „Das Geschichtstropäon unter der Eiche bei Wöbbelin“ abdrucken lassen. Ich gebe hier das Wesentlichste davon.

Körner's Verehrung bei dem Corps der edlen Litgower ist bekannt. Sein Wort, sein Beispiel, vor Allem seine Lieder ermunterten, feuerten die Schaar der aus Nord und Süd zusammengeführten, an sich schon begeisterten Jünglinge an. Nur ein Beispiel hiervon: Im Frühjahr 1813 war das Corps durch Sachsen an der Elbe nach der Lüneburger Heide gezogen. Unter dem Namen der „Kapelle“ bestand ein Sängerkorps, dem J. Förster und Körner die Lieder, und zu denen später Zelter in Berlin die Melodien lieferte. — Da lag in einer kühlen Maitnacht, nach Sang und Lust, das Corps im Walde im tiefen Schlaf. Man hatte Abends den Feind mit Sehnsucht erwartet. Er war davon gezogen. Beim Erwachen erfuhr man indess, er habe sich auf der andern Seite des Waldes festgesetzt. Jetzt endlich hoffte man ein ernstes Begegnen. Schon knallten Schüsse am Walsäume. Da trat Körner zu meinem Bruder, der eben seine Patronen ordnete, mit den Worten: „Ich habe die Nacht nicht schlafen können; sieh, was ich eben aufgeschrie-

ben habe; es wird sich singen lassen.“ Körner las das herrliche „Bundeslied vor der Schlacht“:

„Mundungsgraund, todesmuthig
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.“

Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen,
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiederseh'n in der bessern Welt!“

Solche Worte entflammten; aber leider war es diesmal umsonst. Die Franzosen zogen, oder vielmehr liefen davon. Man erbeutete gegen 300 weggeworfene Pistolen. — Aber in den Herzen hallte es fort:

„Faßt euch an, ihr deutschen Brüder,
Jeder Nerve sei ein Held!“

Nachdem so den braven Litgowern das gesuchte Bild schmachvoll entgangen, zog sich das Corps von der Ghyde weg, bestand nach manchen Irrfahrten in der Mitte des Monats August die Gefechte bei Lauenburg — 17. August — und bei Bellehn — 21. August — wandte sich, um dem Feind in den Rücken zu kommen, nach Scherwin, überfiel am 26. August bei Rosenhagen einen feindlichen Transport, und machte einen reichen Fang in — Zwieback, — verlor aber auch dabei seinen besten Kameraden und Sänger, unsern braven Körner.

Indes will ich von hier an streng der brieflichen Mittheilung meines Bruders folgen, und nur die aus vielen Schriften bekannte Scene des merkwürdigen Ueberfalls und Körner's Falles weglassen. Mein Bruder fährt im Wesentlichen fort:

„Unser Corps bivouacirte auf einer Trift bei Wöbbelin, in deren Mitte zwei uralte Eichen standen. Förster (F. Förster) und ich waren mit noch ein paar Freunden an diesem Morgen zu sogenannten Corps-Officieren ernannt worden; das hieß, wir waren Officierdienstthuende Oberjäger so lange, bis die Bestätigung des Königs, dem wir zu Officieren vorgeschlagen waren, ankam. Wer, wie wir, als Gemeine, Gefreite, Unterofficiere gedient hatte, weiß, was das sagen will: Officier zu werden. Man verläßt die Classe der Gehorchenden, und tritt herauf in die der Befehlenden. Man hat die höchste Stufe militärischer Ehre nun erreicht; ob Lieutenant, ob Feldmarschall, anderes als Officier kann man nicht mehr werden. Im Lager und unserm Herzen war Sonnenschein; aber ein finst'rer Schatten sollte bald alle Freude auslöschen.“

Unter allerlei Einrichtungen für mein neues Behältniß war der Tag vergangen. Ich lag auf meinem Strohlager. Alles schlief um mich her, und ich konnte keinen Schlaf finden. Da hörte ich auf einmal weiter unten im Lager schönen Gesang; ich raffte mich auf, eilte den Tünen nach, und fand eine Gesellschaft fröhlicher Freunde, die, weil ihnen das Glück eine Bouteille Urac zugeführt, Bunsch bereitet hatten, und nun nach Zelter'schen Melodien Körner'sche Lieder sangen. Ich half ihnen singen und trinken bis auf die Neige. Dann suchte Jeder seine Ruhestätte bei seiner Schaar. Im Lager war wieder Alles stille. Nur vom Dorfe her hörte man Wagengerassel und unser's (des „alten“) Jahns Stimme.

So wenig auffallend das Letztere auch war, so sprang ich doch auf, um zu sehen, was denn wohl Jahn jetzt noch, nach Mitternacht, im Dorfe zu wirthschaften habe.

Der Mond war aufgegangen, und ich sah einen langen Zug von beladenen Wagen aus dem Dorfe kommen, begleitet von Einzelnen unserer Husaren.

Ich fragte den ersten, der an mich herankam, was sie da brächten? und erhielt die Antwort, sie wären so glücklich gewesen, den Franzosen den ganzen Transport von 40 Wagen mit Zwieback abzunehmen (ein reiner, auf eigene Faust unternommener Husarencoup Litgow's); nur hätten sie leider ihren Lieutenant dabei verloren.

Ich fragte nach dem Namen des Lieutenants. Der Husar nannte mir meinen Körner, und deutete, als ich fast zweifeln wollte, auf den nächsten Wagen, mit den Worten: „Da liegt er, da können Sie selbst sehen.“

Es war unser Sängler unser herrlicher Körner! (Noch am Morgen des Tages, eine Stunde vor dem Ueberfall, während einer Rast im Gehölze, hatte Körner sein letztes Lied, das herrliche „Schwertlied“ gedichtet:

„Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut, —
Hurrah, Du Eisenbraut!
Hurrah!“

Das waren des so begeisterten, wie begeisternden Sängers letzte Dichterworte. Er las sie eben noch seinen Freunden vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Bald darauf schlug eine feindliche Kugel, nachdem sie durch seines treuen Schimmels Hals gegangen, in Körner's Unterleib, verletzete Leber und Rückgrat und nahm im Augenblicke Sprache und Bewußtsein.

„Und schlägt unser Stündlein im Schlachtennoth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!“

hatte er noch wenige Tage zuvor in einer Bivouachhütte bei Büchen an der Stecknitz in dem fröhlichen Liede „Männer und Büben“ gefungen. Der schöne „Soldatentod“ hatte ihn bald erlitt. Doch wieder zurück zu unserem Berichterstatter.)

„In diesem Augenblicke kam Jahn in Hast an mich heran: „Es ist mir lieb, daß ich Dich finde; Du bist heute Officier geworden; ich übergebe Dir hiermit diese 40 Wagen sammt den darauf befindlichen Gefangenen; laß die Wagen auffahren, umstelle sie mit Mannschaft, und haste für ihre Sicherheit bis der Morgen kommt.“

Fort war er wieder, der alte Jahn!

Pflichterfüllung trat jetzt an die Stelle des Schmerzes. Ich ließ die Wagen möglichst nah zusammenfahren. Auf mehreren lagen todte, schwarze Husaren, auf anderen verwundete Franzosen.

Um eilte ich an Körner's Wagen. Daß er uns für immer entrisen sei, hielt ich noch nicht für möglich; ich meinte, er sei vielleicht schwer verwundet, schlafe oder liege in Ohnmacht, und werde uns wohl noch einmal, so wie nach jenem fürchterlichen Hieb, der ihn schon bei Leipzig (in dem Gefechte bei Rixen am 17. Juni 1813, als der französische Divisionsgeneral Journef, trotz des Waffenstillstandes, das Corps überfallen) in eine tiefe Ohnmacht versenkt hatte, erhalten werden.

Ich wollte mich daher von der Art der Verwundung selbst überzeugen. Den Kopf fand ich frei von jeder Wunde, eben so die Brust; aber mitten in der Magengegend fühlte ich eine Schußwunde, die ihrer Richtung nach das Rückenmark verletzt haben mußte.

Da hatte ich denn plötzlich die schreckliche Gewißheit, daß der Herrliche für uns unrettbar verloren sei. Ich weckte die Freunde und theilte ihnen die traurige Nachricht mit.

Bald schloß im ganzen Lager Niemand mehr. Alles war von tiefem Schmerze ergriffen.

Zwei Schreinergefelln von Körner's Compagnie zimmerten nach in der Nacht einen Sarg von Eichenholz (von Eichen, welche der Sänger einst:

"Alter Zeiten alte treue Zeugen"
genannt, und von denen er in seinem Schmerze über die Fremdherrschaft gefungen:

"Deutsches Volk, Du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, Du bist gefallen!")

Nah bei unserm Lager stand das Häuschen des Dorfschirten. Dorthin ließ ich meinen Körner bringen, und auf eine lange mit Eichenlaub belegte Tafel in der kleinen dürftigen Hausflur legen.

Außer Körner war noch ein Graf Hardenberg (wie Streckfuß in seiner Biographie des Dichters von dessen Werken sagt, ein hoffnungsvoller, sehr einnehmender junger Mann, welcher als Freiwilliger bei den Russen eine Abtheilung Kosaken bei dem erwähnten Litow'schen Corps mit großer Kühnheit führte) und ungefähr sieben von unsern Husaren gefallen. Diese wurden auf dem Boden der Hausflur ebenfalls auf Eichenlaub um die Tafel herum gelegt.

Es war ein schauerlich belebtes Bild, diese vom Tode unerblicklich überraschten, zu sprechen und zu handeln scheinenden Leichen auf dem Boden umher!

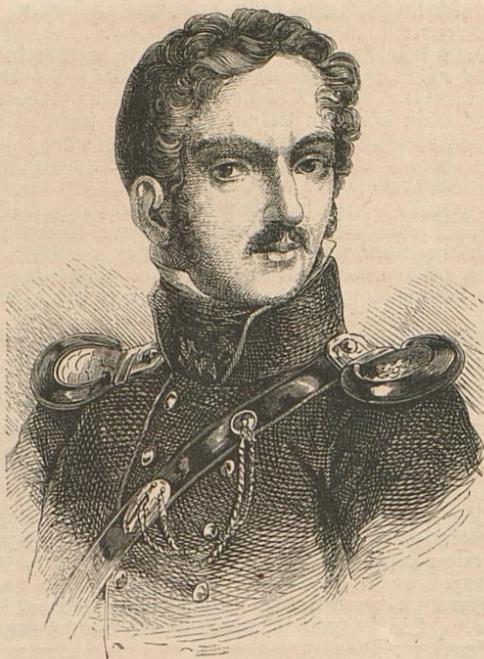
Körner's Mienen waren ruhig; so schien sein Gemüth im Augenblicke des Todes gewesen zu sein.

Als den schwer Betroffenen, vom Pferde Stürzenden seine Kameraden auf den Wagen legten, sagte er mit großem Gleichmuth: "Ich habe wieder etwas weggekriegt, doch es wird wohl nichts zu bedeuten haben."

Einen Augenblick darauf hauchte er sein Leben aus.

Was von Malern unter unsern Freiwilligen war, kam herbei, um seine Züge auf dem Papiere festzuhalten (dabei die vielen verschiedenen Porträts). Hier ist es nun auch Zeit meine Acquisition der Körner'schen Briefftasche einzuschreiben, und mich als den Besitzer der ächten Briefftasche zu legitimiren. Mein Bruder nahm, was Körner bei seinem Tode Werthvolles bei sich trug, in Verwahrung und lieferte es ab. Nur die 10th sassianene leere Briefftasche und ein kleines defectes perlenmutternes Petschaft behielt er, mit Einwilligung der ihm später sehr befreundet gewordenen Eltern des Dichters an sich, legte eine, dem Haupte des Geliebten entnommene Locke dazu, verwahrte Alles als Heiligthum, und vermachte es mir als solches, welches ich denn auch mit gleicher Pietät verwahre.

Förster und ich gingen zu Major Petersdorf, um mit ihm das Nähere über unsern Freundes Beerädigung zu besprechen. Wir äußerten den Wunsch, ihm unter der größern der beiden Eichen von Wöbbselin ein Grab allein bereiten zu dürfen. Indes der Major (ein guter Haudegen, aber wohl kein Dichter) meinte,



Theodor Körner.

er finde es viel passender, ihn unter den Weilenstein zu legen, der bei dem Dorfe an der Landstraße stand; denn dieser könne dann gleich als Denkmal des Dichters dienen (eine göttliche Idee!).

Wir remonstrirten gegen das Unpassende, und der Major gab, nachdem er noch ein paar Worte über jugendliche, romantische Ideen herausgepölkert, nach, da er übrigens ein herzensguter Mann war.

Förster, Rostiz (der nachmalige, jetzt noch lebende Sächsische Minister des Innern a. D.), Thümmel (ein genialer junger Mann, Neffe des bekannten Ferdinand von Thümmel) und ich ließen es uns als Körner's Freunde und Landsleute nicht nehmen, ihm sein Grab zu machen.

Unter der zweiten Eiche empfing ein zweites größeres Grab die übrigen Gefallenen.

Gegen Mittag war Alles fertig. Körner lag in seinem schlichten eichenen Sarge auf Blättern seiner "Eichen", und nun setzte sich vom Hirtenhäuschen aus der Trauerzug unter dem gedämpften Schall der Trommeln, in Bewegung.

Was im Lager abkommen konnte, schloß sich an; auch Officiere des eben vorbeimarschirenden Wallmoder'schen Corps. Den Leichenzug führte der an Körner's Stelle tretende Nächste (der nachherige herzoglich Nassauische Geh. Hofrath), Freund Niebe (damals als Feldwebel Bär allbekannt).

Als wir den Sarg in das Grab gesenkt hatten, sangen die, welche noch vor Weimen singen konnten, einige Verse aus

Körner's Liedern, in denen er seinen Tod fürs Vaterland vorausgekündet hatte; dann warfen wir vier Freunde das Grab zu, und der alte Moszoth von Berlin schnitt Körner's Namen und Todestag so tief in die heilige Eiche ein, daß die Inschrift nicht so bald verschwunden sein dürfte.

Voll Trauer, wie wir waren, wollten wir eben still auseinandergehen, als plötzlich Alarm im Lager geblasen wurde, und es hieß, der Feind zeige sich.

Da strahlten die traurigen Gesichter auf vom freudigsten Muth. Was konnte uns in diesem Augenblicke des dumpfen, sprachlosen Schmerzes erwünschter sein, als denen im Kampfe zu begegnen, an denen wir unsern Zorn auszulassen nur zu sehr berechtigt waren!

Aber leider war es wieder einmal blinder Lärm gewesen. Wir stellten unsere Gewehre hin und hingen unsern Gedanken nach.

Was war das Resultat des Kampfes gewesen?
Eine Partie Zwieback erobert, und Körner verloren!

Beinahe ein Jahr nach diesem Unglückstage stand unser Corps in Subenrode in Belgien. Ich benutzte die Zeit der Ruhe, um meinen Onkel, den Kunsthändler N. A. in London, zu besuchen. (Hier schaltet mein Bruder eine kurze Erzählung seiner Wirkksamkeit bei der damaligen Deutschen Hilfs-Gesellschaft in London ein, während der er seinen Abschied vom Corps nahm, und fährt dann fort:

Es war zum Theil in Angelegenheiten dieser Gesellschaft, daß ich im Winter 1814/5, bei einer Reise durch ganz Deutschland und namentlich im Heimatland Sachsen, in Dresden in Körner's Familie eingeführt und mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Hier lernte ich des Dichters geist- und gemüthreiche Schwester Emma kennen.

Es war eine hochbegabte Jungfrau, und in ihrem Kreise für des Vaterlandes Ehre und Erhebung so wirksam, wie es ihr Bruder in dem seinen gewesen war. Sie hatte ihn nicht nur (aus der bloßen Erinnerung) als Litow'schen Jäger in Del gemalt, wornach der bekannte beste Kupferstecher gemacht worden ist, (ein Exemplar davon schenkte Emma meinem Bruder, aus dessen Nachlaß es in meinen Besitz überging), sondern auch sonst noch in verschiedenen Lebensaltern. Jetzt war sie beschäftigt mit einem kleinen (Pastell-) Miniaturbilde, welches ihn als siebenjähriges Kind darstellte, und womit sie ihren Vater an dessen 58. Geburtstag zu überraschen gedachte.

Als sie mich nach meinem Urtheil über ihre Porträts des theuren Bruders fragte, und mir von ihrer unendlichen Sehnsucht nach ihm, und von ihrem und der Eltern Besuche an dessen Grab erzählte, da stand sie vor mir in der ganzen Fülle jugendlicher Gesundheit und vier Wochen später — ruhte sie bei dem Bruder unter der Eiche bei Wöbbselin.

Emma hatte nicht einmal die Freude des väterlichen Geburtstags erlebt. Der Vater schenkte das liebliche Medaillonbild des siebenjährigen blondlockigen Körner, meinem Bruder, des Sängers vertrautem Freunde. Auch dieses Bild ist ein Theil des heiligen Nachlasses, der mir zu Theil wurde.

In Betrachtung dieses Nachlasses werde ich heuer und stets den Todestag des jugendlichen Varden feiern, den 26. August.



Kindertoiletten.

Erklärung des Modenbildes.

Kindertoiletten.

Figur 1. Mädchen von 9 Jahren. Kleid von grauem englischen Barège, mit 3 Volants, welche eine Einfassung von grün quadrillirtem Taffet haben. Ausgeschnittenes glattes Leibchen mit abgerundeter Schneppe und einem Fichu-Bretelle von grünem Taffet, in abgerundeten Enden vorn herabfallend und mit grau und grünen Franzen besetzt. Offene faltige Aermel, garnirt mit einem Schrägschnitt von grünem Taffet. Ruffisches Hemdchen von Mouffeline mit gesticktem Bündchen. Unterärmel von Mouffeline mit gestickten Volants. Pantalons mit gestickter Borte. Grüne Stiefelchen. Schwarze Halbhandschuhe von Fillet. Im Haar schwarze Sammetstreifen.

Figur 2. Mädchen von 11 Jahren. Kleid von rosa Fil de chèvre mit feinen schwarzen Querstreifen. Der Rock ist ganz glatt ohne alle Verzierung; das Leibchen mit langem Schooß und aufgeschlitzten Aermeln fällt tief hinab auf den Rock und ist ringsum mit schwarzem Sammet und Glöckchen verziert. Glatter Kragen von gesticktem Battist. Ballon-Unterärmel von Mouffeline, mit entsprechender Manschette. Strohhelbe Handschuhe; weiße glatte Pantalons, braune Stiefelchen, brauner Strohhut (Facon Louis XIII.) mit einer langen braunen Feder, à l'espagnole gelegt. Unter der Nase Bouquets von rosa Taupenblüthen und schwarze Sammetstreifen. Rosa Bindebänder.

Figur 3. Knabe von 6 Jahren. Mädchen von Ranking, zu beiden Seiten pyramidalisch mit weißer Borte besetzt, deren einzelne Streifen mit Knöpfen besetzt sind. Halbantliegendes Mädchen von Ranking, an den Hüften aufgeschlitzt und durch weiße Borte vermittelst Knöpfen zusammengehalten. Die aufgeschlitzten Aermel werden auf dieselbe Weise geschlossen. Langguetirtirter Battistkragen; Unterärmel von Battist mit zurückgeschlagener Manschette. Pantalons mit schmalen Säumen und langguetirtirter Borte. Braune Stiefelchen.

Figur 4. Knabe von 9 Jahren. Mädchen von braunem Popeline, mit Brandenburg aus schmalen schwarzen Sammetband verziert. Weste von weißem Piqué. Chemiset von holländischer Leinwand. Graue Pantalons, Hut von italienischem Stroh mit schwarzem Sammetband.

Figur 5. Knabe von 7 Jahren. Mädchen von grünem Popeline, mit Borten derselben Farbe besetzt. Pantalons von weißem Piqué; Chemiset von holländischer Leinwand, mit glattem Kragen und weiten Unterärmeln.

Figur 6. Mädchen von 2 Jahren. Kleid von gesticktem Zaconnet mit doppeltem Rock. Ausgeschnittenes Leibchen mit tragbandähnlichem Fichu, dessen Stückerne sich als Besatz des obersten, vorn offenen Rockes wiederholt. Kurze Volantärmel, graue Stiefelchen, Korallenhalbsband.

Figur 7. Mädchen von 8 Jahren. Kleid von blauem Taffet ohne Besatz. Lange Basquine von schwarzem Taffet, sehr weit und an Rock, Taille und Aermeln mit Reihen von Glöckchen garnirt. Kragen von gesticktem Mouffeline, Unterärmel von Mouffeline, Hut von belgischem Stroh mit blauem Band und im Innern der Basquine mit einer Kornblumenguirlande verziert. Schwebel der Handschuhe.

Figur 8. Knabe von 5 Jahren. Costüm Louis XIII. Mädchen von grauem Popeline, mit einem Carrébesatz aus schmalen schwarzem Sammetband. Offenes, halbanschliefendes Mädchen mit derselben Garnitur. Hemd von Battist, vorn weit offen im Zeitgeschmack Louis XIII., und an der Taille durch eine orientalische Schärpe gehalten, welche, an der Seite geschlungen, auf den Rock herabhängt. Gestickte Pantalons, graue Stiefelchen. [2511]

Die Spigen an den Prophetenhüten.

Die Mode wird es uns nicht verargen, wenn wir, obgleich zu ihrem Hoffaat gehörrig, unsere Leserinnen auf eine Tyrannie dieser Herrscherin aufmerksam machen, und ihnen rathe, sich derselben zu entziehen.

Im Interesse für die vielen freundlichen Augen, welche so oft theilnehmend uns begleiten, rathe wir nämlich denen unserer Leserinnen, welche Prophetenhüte tragen, ja zu beachten, ob die von derselben herabhängende Spitze an den Augen ihnen nicht Schmerz, oder mindestens ein unangenehmes Gefühl verursache, und wenn dieses der Fall, durch Zurückschlagen der Spitze dem verderblichen Einfluß derselben auf die Sehnerven Einhalt zu thun. Denn daß ein solcher Fall eintritt, besonders bei den mit Perlen und Schmelz gestickten Spigen, ist schon so viel in Erfahrung gebracht worden, daß es zu bezweifeln nicht mehr möglich.

Vielleicht werden manche junge Damen, denen es einigermaßen schwer wird, sich von dem kurzen Schleiern zu trennen, welcher die lebensfrohen Blicke scheinbar verhüllt, sie um so interessanter durchleuchten läßt, vielleicht werden Viele uns arger Pedanterie beschuldigen, und fragen, warum wir denn Schleier überhaupt dulden, wenn wir das Anathem aussprechen über die hauptsächlich weit harmloseren Spigen, die als Diminutiv eines Schleiern die Propheten- oder Amazonenhüte schmücken?

Beim ersten sächlichen Blick könnte unser Beginnen wirklich wie eine Ungerechtigkeit aussehen, vielleicht gar wie ein wohl ausstudirter Plan zur Unterdrückung einer Mode, die zu benutzen uns die Hauptfordernisse, Jugend und Schönheit fehlen; dennoch auf die Gefahr hin, unsere Motive verdächtig zu sehen, wiederholen wir den wohlgemeinten Rath, den wir auf die traurige Erfahrung manches schönen Augenpaares gründen, welches das Vergnügen, die Welt einen Frühling lang durch das schmelzglühende Muster der wehenden Spitze zu betrachten, mit Schmerzen bezahlen mußte.

Es liegt eine verführerische Macht in der Erscheinung einer „neuen Mode“, die uns nicht sogleich berechnen läßt, welche Folgen dieselbe für die Gesundheit möglicher Weise haben könnte; wie so oft im Leben, müssen wir auch hier unsere Weisheit durch Erfahrung erkaufen, und wohl uns, wenn wir fremde und eigene Erfahrung uns zur Lehre dienen lassen.

Wir bitten also unsere Leserinnen, die Spitze ihres Prophetenhutes — nicht abzuschneiden — o nein, ein so großes Opfer ist nicht nöthig — sondern nur, wie gesagt, sie vorn zu-

rückzuschlagen, was dem eleganten Aussehen des Hutes nicht schadet und dem Auge unendlich nützt.

Die Ursache, weshalb diese Spigen den Augen so viel schädlicher sind als Schleier, mag eben in der Kürze der Spitze zu suchen sein, welche die geschwörkelten Contouren ihres Designs dicht vor dem Auge hin und her schwanke läßt, und demselben dadurch, daß ihr Rand gerade in die natürliche Richtung des Blickes fällt, eine ewige Anstrengung auferlegt; bei einem das Gesicht bedeckenden Schleier, besonders wenn derselbe von feinem Seidenstoff, oder nur am Rand gestickt ist, findet dieser Zwang gar nicht, oder doch in weit geringerer Maße statt, ganz abgesehen von dem wirklichen Nutzen, den die Schleier gegen Wind, Staub und Regen, gegen kalte und scharfe Luft gewähren.

Schwerlich hätten sich wohl die Schleier, ohne diese ihre reellen Vorzüge Jahrdauern lang in Gunst erhalten; weil sie nützlich und schön, dauern sie. Auch die Mode hat ihre Weltgeschichte, von der man sagen kann: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“.

Wir fordern hiermit unsere Leserinnen auf, das Nichteramt zu üben, und über die schädliche, oben erwähnte Mode das Verdammungsurtheil zu sprechen, indem sie ferner durch keine noch so zarte Spitze sich die Welt und ihr Auge trüben lassen.

Einer Freude und hübschen Mode huldigen, ist nichts als natürliche Neugier am Neuen und Schönen, doch eine als thöricht, oder gar schädlich erkannte Mode aus Eitelkeit beibehalten, ist mehr als Thorheit, ist fast — Sünde. [2518]

Heut und Morgen.

Heut und Morgen sind kurze Worte, leicht ausgesprochen, und doch fordern sie, wie kaum andre in unsrer Sprache, zu tiefer Betrachtung auf.

Die Gewohnheit des Lebens ist so mächtig in uns, daß wir leben, als wäre unser Erdenbestehen von ewiger Dauer, und doch wissen wir nicht, wie viele oder wie wenige „morgen“ uns beschieden sind, Grund genug, Nichts aufzuschieben, was wir ernstlich zu thun Willens sind. Wie manche Sorgen würden uns und Andern erspart, wenn zuweilen durch die laute Lust des frühlichen „Heute“ eine mahnende Stimme und zuckende: „Morgen!“

Nicht als ob wir das „Morgen“ zum alleinigen Gegenstand unsers Denkens machen sollten und darüber das „Heute“ vernachlässigen und versäumen. Wir würden dann dem Gerichte gleiche, welcher sich selbst alle Freuden und Genüsse versagt um Schätze aufzuhäufen, die sein leichtsinniger Erbe vielleicht verschwelgt; oder, wenn dieser Erbe nicht leichtsinnig wäre, wenn er der Besie und Achtungswertheste der Menschen, wenn er der Wohlthäter der Armen, der Freund der Künste und Wissenschaften . . . Wo liegt der Vortheil des Schätzesammelns? Wenn Reichthümer zum Nutzen der Kunst und Gewerbe, zum Wohl der Bedürftigen verwandt werden sollen, warum nicht von dem, der sie erwarb? Wenn Gutes gethan werden soll, kann es zu früh begommen werden. Das Heute gehdrt uns; laßt es uns weise benutzen, mit Heiterkeit und Hingebung, als könne es der letzte Tag unsers Lebens sein, so benutzen, daß wir mit Freudigkeit uns sagen können: Wir thaten, was in unsrer Kräfte stand, um unsern möglichen Verlust Denen, die uns lieben, nicht zum Unglück werden zu lassen.

Wie oft eilt der Mensch, wenn er hinter sich den ersten leisen Fußtritt des Mißgeschicks hört, erschreckt und furchtbar vorwärts, ohne sich umzuwenden; ach, wie viel besser wäre es, ihm nur einen Augenblick müthig ins Auge zu schauen . . . Da er zu furchtsam war, eine unangenehme Wahrheit kennen zu lernen, einem kleinen Uebel heute durch beherzten Entschluß abzuwehren, tritt ihm das kleine Mißgeschick, welchem er heut entgegenzutreten vermied, morgen als Ruin entgegen.

Der Spieler sucht allmächtig den verhängnißvollen grünen Tisch; anfänglich lockt Gewinn den Thoren, denn er ist in den Händen schlauer Betrüger. Dann folgt Verlust auf Verlust, und endlich vollständiger Ruin. Um sich zu retten, sucht er Andre in den Schlingen zu fangen, die ihn umgarnten — er wird ein falscher Spieler, und — was wird dann aus ihm? Er, der heute nur ein Spieler ist, kommt morgen als Fälscher auf die Galeere.

Zwei Herzen sind eng verbunden durch gegenseitige Liebe, und in dem Augenblicke, wo sie am Ufer der Hoffnung zu landen denken, zerbricht ein leichtes, gedankenlos hingeworfenes Wort das Band für immer! Was ein Wort gefehlt, kann ein Wort leicht wieder gut machen; das denken, das hoffen Weib. Heute begegnen sie sich. Ihr Ton ist milder warm, fällt nicht mehr wie Brandstift ins Ohr, nicht mehr ins Herz wie Balsam. In jeder Seele bräunt die Sehnsucht, mit dem Freimuth der Liebe zu sprechen, doch der Stolz tritt dazwischen und flüstert: „Gieb nicht nach, wenigstens nicht zu früh!“ Sie folgen dem falschen Rathgeber . . . Heut könnte ein Wort, ein Blick vielleicht das Lächeln der Liebe wiederbringen — doch der Feind alles Herzensglückes, der Stolz, triumphirt — sie meinen nur für kurze Zeit — und verabschieden die Versöhnung bis „morgen.“

Der Morgen dämmert — das „morgen“ wird „heut“: — die Klust erweitert sich; der Keim der Zwietracht wächst mit ungehörter Schnelle; Jeder beschuldigt im Innern den Andern der Zurückhaltung, welche er selbst nicht aufzugeben geneigt ist. Jeder hätte die Macht den Strahl der Liebe neu zu entzünden, doch die Zeit mehrt die Entfernung. Heut trennen sie sich in Kälte. Morgen begegnen sie sich mit Groll.

Jahre lange, treu bewährte Freundschaft wehlt oft in einer Stunde dahin aus Mangel einer offeneren Frage, einer freimüthigen Antwort im entscheidenden Augenblicke, wenn ein unselbiges Mißverständnis sich zwischen die Freunde drängte. Der am wenigsten Schuldige fühlt sich im Augenblicke zu gekränkt zu freundschaftlichem Entgegenkommen; nicht als ob er gleichgültig ein ihn so lange beglückendes Band könne sich lösen lassen — nein, er braucht noch Zeit, seinen Zorn abzulassen; er fühlt sich zwar verlegt, doch gern zum Verzeihen geneigt — nur heut nicht — morgen will er dem Mißverständnis ein Ende machen. Der Andre fühlt sein Unrecht und gesteht es innerlich zu, scheut aber die Demüthigung, sich schuldig zu bekennen, jetzt im Augenblicke — später will er's thun; doch warum jetzt, wo die Neuheit seines Vergehens des Freundes Triumph nur erhöhen müßte. Der erste Sturm mag vorübergehen — Beide sind ja

gesund und jung — sie brauchen nur die Hand auszustrecken, so ist's abgethan — also nicht heute — morgen wird der Freund milder sein.

Ach wer von uns kam mit Recht sich für mächtig genug erklären, einen Streit durch ein Wort zu beschließen, durch ein „morgen“ zu sprechendes Wort! Lebend stehen wir mit einem Fuße im Grabe. — Heut sind wir noch hier, und morgen vielleicht für immer dahin gegangen! — Wieder begegnen die Freunde einander, Beide zögern mit dem versöhnlichen Wort, sie trösten sich damit, es könne, wenn nicht heut, ja morgen gesprochen werden, von Tag zu Tag wird ihr Entschluß schwächer, ihr Gefühl kälter. — Heut trennen sie sich gleichgültig, und morgen lebt nur noch Einer.

Es giebt keine Pflanz auf Erden, deren Uebung mehr zu unserer geistigen Erhebung beitrüge, als das Bekennen unsers Unrechts. Oft mag es einen harten Kampf kosten, das Eingeständniß unsers Fehlers über die Lippen zu bringen, aber laßt uns damit nicht zögern, denn wer kann verbürgen, daß ein verlornen Augenblick wiederkehre? Derselbe Gedanke möge auch den Beleidigten erweichen und ihn zum Vergeben neigt machen. Vergebung ist ein göttliches Geschenk, welches dem Herzen den Lohn reiner Seligkeit spendet.

Laßt uns heut und morgen nicht als getrennt betrachten, nicht als Brüder nur, sondern als Willingsbrüder, deren Erstgeborener für den Augenblick auch unsre erste Sorgfalt in Anspruch nimmt. Bei Allem, was wir heut thun, laßt uns die Wirkung auf morgen bedenken, und bei Allem, was wir morgen zu thun gedenken, überlegen, ob es nicht eben so gut heut gethan werden könne. — So werden wir heut nie nöthig haben, das „Morgen“ zu fürchten, und morgen zurückblicken können auf das „Heute“ ohne die Geißel des unmachtigsten Richters zu empfinden: Selbstvorwurf. [2515]

S. I.

Ueber Briefstyl.

Von Marie L.

In unserer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, des Umschwungs und des raschen Wechsels aller Verhältnisse, wie nöthig ist es da, daß man sich ein rasches, klares Denken, eine leichte Auffassungsgabe und eine kurze ansprechende Ausdrucksweise anzueignen sucht! Wer noch die gemüthlich rücksichtsvolle Denk- und Sprechweise der vergangenen Jahrzehnte bewahrt, wird breit und langweilig gefunden, in der Unterhaltung unterbrochen und bei Seite geschoben, und muß endlich zur Einsicht kommen, daß auch bei uns der Ausspruch: „Zeit ist Geld“ in seinem vollen Werthe anerkannt wird. — Diese, von den Zeitverhältnissen bedingte Kürze und Klarheit tritt auch in der heutigen Schreibweise immer deutlicher hervor; es ist aber nicht leicht für diejenigen, die bereits die mobile Denk- und Sprechart sich angeeignet haben, dieselbe auch auf ihre schriftlichen Leistungen anzuwenden, und die Folge davon ist, daß solche möglichst vermieden werden. Noch gar häufig, besonders bei unserm Geschlechte, findet sich großer Widerwillen gegen das Briefschreiben, und Aeußerungen wie: „Alles in der Welt, nur keinen Brief schreiben; es kostet mich die größte Ueberwindung, eine Feder anzusetzen“ sind eben nicht selten, und doch gehört es zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens, mit entfernten Freunden und Gleichgesinnten in stetem Verkehr und schriftlichem Gedankenaustausch zu bleiben. Doch sprechen wir jetzt nicht von den Annehmlichkeiten, die die gewandte Briefschreiberin vor Andern voraus hat, sondern von dem weit gewichtigeren Wort: dem Nutzen, den ihr in so unzähligen Fällen ihre geübte Feder bringen kann.

Es wurde noch Keiner von uns an der Wiege gesungen, in welche Lagen sie dereinst Zeit und Verhältnisse bringen können, und welche einen Schatz trägt die Frau in sich, die überall, in jeder Lage, sich in Wort und Schrift sicher fühlt, und es ihr dadurch leicht fällt, selbstständig aufzutreten und zu handeln. Es ist in allen nur denkbaren Lebensverhältnissen eines Mädchens dringend nöthig, daß dasselbe im schriftlichen Ausdruck möglichst geübt und sicher ist; sei sein Pfad nun rosig oder dornenvoll, überall wird diese Eigenschaft ihm Stab und Stütze sein, und ihm über gar manche Schwierigkeit hinweg helfen. — Die Gattin eines hochgestellten Mannes, die sich in der großen Welt bewegt und so glücklich ist, einen Kreis geistreicher Menschen um sich versammeln zu können, sie bedarf vor Allem die Gabe eines leichten, gewandten Briefstils; denn wie viel Briefe, kurze Notizen, Verabredungen, Anfragen, Dank- und Einladungsbillete bei einer Frau, die ein Haus macht, täglich aus und eingehen, weiß wohl Jeder, der einmal in der Nähe einer solchen gelebt hat. Webe der Frau, die in solcher Stellung dieser Gabe entbehrt, sie wird sich vielfach lächerlich machen, und sei sie mündlich noch so geistreich und liebenswürdig. Fragen wir uns doch selbst, wenn wir eine Persönlichkeit kennen lernen, die uns anspricht, interessiert, für wir nicht gespannt darauf, auch etwas Schriftliches von derselben zu sehen?

Ja, unser gesammtes Urtheil hängt häufig davon ab, und finden wir uns in unserer Erwartung getäuscht, so sehen wir nicht selten unser Interesse erlöschen und endlich ganz absterben.

Und nun die Unverheirathete, in glücklichen Verhältnissen Lebende, die nur für sich und ihre Toilette zu sorgen hat! Welche Annehmlichkeit für sie, wenn sie sich mit entfernten Verwandten und Freunden unterhalten kann! Ihre Correspondenz füllt einen guten Theil ihrer Zeit aus, gehört zu ihren Erholungen, ihren Gemüthen. Welch ein Vortheil ist es doch für alleinstehende Damen in späteren Jahren, wenn sie auch mit dem Geschäftsfähigkeit der Berichte, Verwaltungen u. s. w. vertraut, ihre Vermögensverhältnisse selbst zu überwachen und zu leiten im Stande sind, und nicht nöthig haben, jeden darin vorkommenden Brief durch den Advocaten schreiben zu lassen, was oft Verzögerungen und Unannehmlichkeiten aller Art mit sich führt.

Wir haben hier nur zwei gesicherte Lebensstellungen in Betracht gezogen; wie viel scharfer aber tritt die Nothwendigkeit eines guten Briefstils bei solchen Frauen hervor, die auf sich selbst und ihre eigene Thätigkeit bei Erwerbung ihres Lebensunterhaltes angewiesen sind, und deren Zahl in unserer Zeit leider so groß ist. — Bei den Bewerbungen um eine Pension, eine Stelle, eine größere Arbeit, bei den mannigfachen Anfragen und Bitten, die in dem Leben einer solchen Frau täglich

vorkommen, wie segensbringend und wohlthunend ist es für dieselbe, wenn sie selbst im Stande ist, mit einfachen, kurzen Worten in ansprechender Weise ihr Gesuch vorzubringen, und nicht erst durch Benutzung fremder Kräfte denselben den Einblick in ihre innersten Lebensverhältnisse gestatten muß. Bei vielen Bewerbungen hängt es häufig von dem Eindruck des Schreibens ab, welcher Bewerberin man den Vorzug geben soll. Man wird nie einer Person, die in einem schlecht stylisirten, unklaren Briefe ihre Dienste anbietet, die Erziehung seiner Kinder anvertrauen wollen, eben so wenig die Führung eines Hauswesens, denn man ist allzuleicht geneigt, dem Briefe nach unvortheilhafte Schlüsse auf die Persönlichkeit der Schreiberin zu ziehen, und doch ist dies in vielen Fällen unrichtig, da es oft den tüchtigsten, verständigsten Leuten aus Mangel an Uebung unmöglich ist, ihre Gedanken brieflich auszusprechen.

Sehen wir zunächst, wie diesem oft empfindlich fühlbar werdenden Mangel abzuwehren sei, und was man hauptsächlich bei den heranwachsenden Mädchen zu thun hat, um ihnen einen fließenden Briefstyl zu eigen zu machen.

Die Kinder dürfen dazu keines besonderen Talentes, sondern es beruht dies einzig und allein auf Uebung. Wer, nachdem er einigermaßen schreiben gelernt hat, schon beginnt, eigene Gedanken niederzuschreiben, der wird bald, sowie sich der junge Geist durch Lesen bildet, auch die eigene Ausdrucksweise verbessern und veredeln; die oft gebrauchten Worte genügen nicht mehr, das Kind sucht nach besseren, schwungvolleren, und gebraucht jene, die es in Büchern gefunden und die es angeprochen haben. Es ist gut und schön, die Kinder Aufträge machen zu lassen, eine Erzählung wiedergebend oder irgend ein Thema erörternd, besser aber und weit bildender für den Styl ist es, die Kinder solche Aufträge in Briefform, an irgend eine bestimmte Person gerichtet, abfassen zu lassen. Sie gewöhnen sich daran, eine bestimmte Richtung im Auge zu behalten, sie müssen bei öfter vorkommenden Uebungen eine gewisse Abwechslung eintreten lassen, und endlich verliert sich dadurch die Scheu, die man bei so vielen Menschen findet, die vor dem Worte „Briefschreiben“ förmlich erschrecken, und es als harte, saure Arbeit betrachten. — Gut schreibt mir der, der gern schreibt; ein mit Mühe, mit halbem Widerwillen geschriebener Brief wird nie auf den Empfänger einen angenehmen Eindruck machen, und wäre er auch mit Artigkeiten angefüllt. Bei vielen Kindern findet sich frühe schon die Neigung Tagebücher zu schreiben. Man unterstülze dieselbe, und verlange nicht, dieselben lesen zu wollen; lebhaftige Kinder haben einen eigenthümlichen Drang, ihre kleinen Erlebnisse aufzuschreiben, allein eine große Scheu, solche Ergüsse älteren Personen mitzutheilen. Lassen wir sie gewähren; es ist bildend für ihren Geist und ihr Herz, wenn sie sich jeden Abend so weit sammeln, daß sie aus dem Chaos ihrer Gefühle und Gedanken Einiges niederzuschreiben im Stande sind. Schreiberin hat das Tagebuch eines kleinen Mädchens gelesen, das es im 7. Jahre begonnen, und es sorgfältig vor den Augen ihrer Erzieherin verborgen haltend, bis zum 12. Jahre fortgeführt hatte. Die Fortschritte, die die Kleine von Jahr zu Jahr in Auffassungsgabe und Styl gemacht, waren deutlich zu erkennen, und es fanden sich in den letzten Abschnitten schon recht klar ausgesprochene, fertige Gedanken und Ansichten, so wie durchgehend eine naive, poetische Anschauungsweise. — Die Einteilung der Kinder an Neujahr und anderen Festtagen die Wünsche für ihre Eltern und Verwandten in kleinen selbstverfaßten Gratulationschreiben darbringen zu lassen, ist längst veraltet, und doch hatte sie recht viel Gutes, indem sie die Kinder zwang, ihre Gefühle in einer bestimmt gehaltenen Form auszusprechen, und dadurch, daß oft mehreren Personen zugleich gratulirt werden mußte, doch auch wieder eine gewisse Abwechslung in der Behandlung des Gegenstandes eintreten zu lassen. Einseherin erinnert sich noch recht gut, wie schwer es ihr fiel, die Neujahrswünsche für die Eltern, 3 Onkels, 2 Tanten und die liebe Kathin zu schreiben, und Jedem doch etwas Anderes zu sagen.

Bei Geburtstagen und andern Kinderfesten lasse man die Festgeber ihre kleinen Einladungen schriftlich machen, und wenn sie welche erhalten, so bringe man darauf, daß sie dieselben schriftlich beantworten, besonders aber unterstütze und bestärke man ihre Correspondenzen, die sie so gerne im zarten Alter schon mit entfernter Gespielen anknüpfen. Eine kleine Unterweisung der Eltern und Erzieher ist allerdings dabei nothwendig, doch beschränke man sich auf die allgemeinen Briefregeln und lasse das Kind im Uebrigen schreiben, was ihm Verstand und Herz eingiebt. Nichts ist widerlicher als den Brief eines Kindes zu lesen, aus dem uns der geschraubte pedantische Styl eines Hofmeisters oder einer Gouvernante entgegenweht. — Haben die Kinder selbstständig geschrieben, dann lasse man sie ihren Brief auch allein zusammenfalten, siegeln und adressiren, denn auch dazu gehört Uebung, wenn es sicher und gut gemacht werden soll. Es liegt eine gewisse Grazie in einem richtig gefalteten, gut gesiegelten und sicher überschriebenen Briefe, während ein schieß zusammengegebogenes Blatt mit unklarem Siegelabdruck und schlecht geschriebener Adresse uns von der Anmuth der Schreiberin nicht eben sehr überzeugen kann.

Aber auch schon Erwachsene können den Mängeln ihrer Erziehung kräftig nachhelfen, und in späteren Jahren noch sich einen gewandten, angenehmen Stylaneignen; sie müssen nur mit einer gewissen Freudigkeit ans Werk gehen und nicht denken, daß es eine Arbeit ist, der sie entgegengehen, wenn sie an den Schreibtisch treten, sondern vielmehr ein Vergnügen. Wer sich von allen steifen Redeformen und althergebrachten Pappphrasen ferne hält, und seine frische Eigenthümlichkeit in die Feder fließen läßt, ist immer sicher einen ansprechenden Brief zu schreiben. Daß derselbe, je nachdem man an nähere oder entferntere Grade der Stände oder der Bekanntschaft schreibt, auch wärmer oder kühler gehalten werden muß, versteht sich von selbst, doch lassen sich darüber keine Regeln feststellen. Die Beziehungen im Leben sind so tausendfältig, und jeder Fall hat wieder so viel eigene Verhältnisse, daß jede hierüber aufgestellte Regel an den Klippen der Ausnahmen zerschellen würde, und es dem Takte der Schreiberin überlassen bleiben muß, das rechte Maß überall einzuhalten. Bei einem Briefe von einiger Wichtigkeit wird man wohl thun, sich einen kleinen Entwurf mit Bleistift zu machen. Beim Durchlesen desselben finden sich dann leicht die Stellen, die verkürzt, die Sätze, die abgerundet werden müssen, und man kann durch Numeriren derselben sich bezeichnen, wie sie auf einander zu folgen haben, wenn sie ein fließendes harmonisches Ganze ausmachen sollen. — Sammlungen von Musterbriefen, wie sie vielfach existiren (und zum Theil auch recht

gut sind), sollen, von des Briefschreibens ganz unkundigen Personen wohl gelesen, aber nicht allzu ängstlich copirt werden; denn sie sind doch nur eine Krücke für den Augenblick, und bringen bei stetem Gebrauche den Schüler nicht vorwärts, sondern machen ihn im Gegentheil so abhängig, daß er ohne das Hilfsbuch nicht schreiben kann. Liebe zur Sache ist das erste Erforderniß eines guten Styls; Uebung thut das Weitere. Darum frisch daran, und es muß gelingen! [2453]

Garten-Arbeiten.

September.

Der Garten, das Feld, gewinnt mehr und mehr einen herblichen Anstrich; neben dem sonst allein herrschenden Grün, das, mit der bunten Krone farbiger Blüten geschmückt, in der freien Natur seinen Thron aufgeschlagen, beginnt das fahle Gelb manches dünnen Blattes sich bemerkbar zu machen, doch das ist keine Erscheinung, worüber der fleißige Gärtner, die kundige Gärtnerin sich betrübt — denn es liegt im Gesetz der Natur, daß, wo die Frucht reift, der Schmelz der Blüten und Blätter schwinden und bleichen muß, und erndten ist ja doch die größte Freude und der höchste Lohn Dessen, der gesät hat.

Im September mahnen die Kartoffelbeete durch ihre dürr gewordenen Stauden an die Reife ihrer in der Erde verborgenen Frucht, und die Erndte derselben beginnt. Von anderen Gartenfrüchten sind die frühen Mohrrüben zum Herausnehmen tauglich, und die Früchte der Bäume zum größten Theil reif genug, um abgenommen zu werden.

Um die mit Früchten prangenden Spaliere summen lustig die Wespen, um von der Psiriche mit sammetner Wange, von der feurigen Aprikose zu naschen, und es ist die Sorge des Gartenfreundes, den köstlichen Früchten ihre gefährlichen Verehrer fern zu halten. Die Wespen lieben das Süße, und umschwärmen deshalb die saftigen Früchte. Wollen wir nun diese schützen, so giebt es dazu kein besseres Mittel, als den Wespen etwas noch Süßeres als Lockspeise hinzustellen, und sie auf diese Weise zum Verschmähen des Obstes zu nöthigen. Zuckersirup, in offenen Gläsern an verschiedenen Stellen des Spalieres zwischen den Zweigen aufgehängt, ist die Speise, welche den nachhastigen Wespen dargeboten werden muß, wenn sie die Früchte unbeschädigt lassen sollen. Das Abkranken der Erdbeerstauden wird abermals nöthig — die Kopsfloharten werden am Schluß des Monats zum Ueberwintern abgestochen, die Endivien zusammengebunden, Rabbitschen, Winterspinat und dgl. mehr gesät.

An Gemüsen und Blumen giebt es fortwährend Samen einzusammeln, denselben zu sortiren, damit im Spätherbst, wenn aller Same eingebracht ist, das Ordnen und Bezeichnen desselben nicht zu schwierig sei. Gewöhnlich ist im September trockenes Wetter und daher ist dieser Monat vorzüglich geeignet zum Rigolen, zum gründlichen Umgraben und Reinigen der Beete.

Die für Zwiebelgewächse bestimmten Beete müssen gedüngt, und Ende des Monats wieder mit Zwiebeln bepflanzt werden. Die zum Treiben bestimmten Hyazinthen, Tulpen oder sonstige Blumenzwiebeln legt man dagegen in Töpfe, und gräbt sie mit diesen in die Erde bis zur Zeit, wo sie herausgenommen und ins Zimmer gebracht werden.

Die verschiedenen Topfblumen, welche man zu ihrer Kräftigung und zur Verschönerung des Gartens ins freie Land gesetzt, die Winterleukoiën, den Goldblat z. B. grabe man wiederum aus, ohne jedoch die Erde von den Wurzeln abzuschüttern, und setze sie wieder in Töpfe. Wenn man bei dieser Verpflanzung mit der gehörigen Vorsicht verfährt, hat man noch lange die Freude, im Zimmer diese Blumen blühen zu sehen.

Will man die verschiedenen Cactuzarten durch Ableger vervielfältigen, so können dieselben in ein Frühbeet gepflanzt, müssen jedoch nicht häufig begossen werden, wenn sie anwurzeln und nicht faulen sollen. Je dichter unter dem Glasfenster des Beetes sie zu stehen kommen, um so sicherer ist ihr Gedeihen.

Die Georginen bilden jetzt den höchsten Schmuck des Gartens, wenn sie wohlgepflegt und auf besonderen Beeten so geordnet sind, daß ihre majestätische und doch so reizvolle Schönheit zur Geltung kommt, was am sichersten erreicht wird, wenn die Georginenbeete auf großen Rasenplätzen angebracht sind.

Der Gladiolus streckt die bunten Helme seiner Blüten aus den schwertförmigen Blättern, der Herbstsonne entgegen und bildet in Reih und Glied mit seinen Gefährten auf dem sauber gehaltenen Beet stehend, gleichsam die bewaffnete Macht unter dem Bülchchen Florens.

Die Centifolie, die Lilie, die duftende Nelke ist verblüht, doch das Stiefmütterchen steht noch mit härtigem Angesicht im grünen Rasen, und scheint zu schmolzen mit der lieblichen Monatsrose, welche im frischeren Hauch des Herbstes in lebhafteren Farben glüht, und mit der holden Reseda ihre bescheidenen Dülste tauscht. [2519]

Am Geburtstage meines Sohnes.

Wie stolz, mit frohem Blicke
Wiegi' ich den ersten Sohn! —
Schar' auf die Zeit zurücke —
's sind zwanzig Jahre schon.

Ich seh' mit stolzem Sinnen
Den weiten Lebensraum
Nochmals vorüber rinnen
In der Erinnerung Traum.

Das Knäbchen seh' ich lächeln
Im Bettchen weiß und feint.
Des Meeres Winde sächeln
Zum Fenster mild herein!

Ich seh' das Bübchen spielen
Auf meinem Mutterarm,
Die Locken mir zerrwühlen
Mit Händchen braun und warm.

Ich seh' an meinen Knien
Das kleine Bürschchen stehn,
Mit eifrigem Bemühen
In seine Fibel sehn.

Ich seh' den wilden Jungen,
Wie bleich er und erblüht
Mit Stärkeren gerungen,
Die Schwächeren beschülht.

Ich seh' den ersten Knaben
Desh weiche Zärtlichkeit
Weit mehr als Geistesgaben
Mein Mutterherz erfreut.

Und in die Zukunft schaue
Ich mit getrotem Muth,
Der Sohn, dem ich vertraue,
Er ist ja brav und gut!

Und weiter zwanzig Jahre,
Sie werden schnell entlieh'n,
Und meine braunen Haare
Mit Silber wohl durchzieh'n.

Doch mag das Alter nahen —
Ich fürchte nicht sein Droh'n
Ich will es froh empfangen.
Mich liebt und ehrt mein Sohn.

Julie Durow.
(Fr. Pfannenstmidt.)

Zwei Krieger.

Es kehrten zwei Krieger heim aus dem Krieg —
Sie hatten errungen den herrlichen Sieg;
Sie hatten gekämpft für den heimischen Heerd
Und sich als wackere Kämpen bewährt.

Der Eine reitet auf stattlichem Roß,
Er hält vor dem prächtigen hohen Schloß,
Am Throne prangt Wappen und Adelskron' —
Der Krieger war eines Grafen Sohn.

Und als er schreitet den Hof entlang,
Da vernimmt er Musik und Becherklang;
Und er fragt die Diener, wach' Fest hier sei?
„Es hat sich der Graf vermählt auf's Reu'!“

Und der junge Krieger die Augen senkt,
Und der lieben verstorbenen Mutter gedenkt. —
Dann tritt er hinein in den Ahnensaal
Und findet ein glänzendes Hochzeitsmahl.

Da der Vater den kräftigen Sohn erblickt,
Da hat er ihn jubelnd an's Herz gedrückt.
Mit Stolz und mit Freude er auf ihn schaut —
„Nun komm auch, mein Sohn, und grüß' meine Braut!“

Und todtbleich, das Auge von Thränen getrübt,
Steht sie vor ihm, die er selber geliebt —
Da steht sie, mit Schleier und Myrthenkron' —
Das war der Empfang von des Grafen Sohn.

Der andere Krieger, mit frühlichem Sinn,
Eilt schnell zu der kleinsten Hütte hin.
Er tritt zu der niedern Thüre herein:
Da sitzt sein herzliebes Mütterlein.

Sie sitzt von der Thüre abgewandt,
Drum hat sie nicht gleich den Sohn erkannt;
Doch da sie vernimmt seiner Stimme Ton:
„O Jesus Maria! Das ist mein Sohn!“ —

Und was der Sohn, was die Mutter empfand,
Das macht kein Wort, keine Sprache bekannt. —
Sie drückt ihn still an die treue Brust,
Und weinte Thränen der seligsten Lust.

Erstbündend blickt auf die Beiden hin
Die liebliche Tochter der Nachbarin;
Und Wilhelm ruft wohnetrunken ihr zu:
„O Anna, mein Leben, gegrüßt sei'st auch Du!“

Und er saßt sie kühl um den schlanken Leib,
„Du Liebe, Du Holbe! Nun wirft Du mein Weib,
Nicht keh' ich zurück, wie ich fortging, so leer —
Da seht diesen Beutel, von Gelde schwer.“

Es gelang mir, zu retten des Grafen Sohn,
Da drang er mir auf so reichen Lohn.
Nun hab' ich genug für uns alle Drei,
Und wir bleiben vereint in Liebe und Treu'!“

Und die Mutter die Hände faltend that
Und kniete nieder zum frommen Gebet,
Sie sandte es auf zu Gottes Thron —
Das war der Empfang von der Wittve Sohn.

Friederike W. [2430]

Original-Musik des Bazar.

Und die Rosen, die prangen.

Gedichtet von W. Osterwald.

Andantino.

Gustav Eggert.

The musical score is written for voice and piano. It consists of five systems of music. The first system includes the vocal line and piano accompaniment. The second system continues the vocal line and piano accompaniment. The third system includes a vocal line with a long pause and piano accompaniment. The fourth system continues the vocal line and piano accompaniment. The fifth system is a short piano piece. The score includes various musical notations such as dynamics (mf, p, cresc., f), articulation (accents, slurs), and performance instructions (Andante, poco rit., molto rallent., a tempo, stringendo, rallent.).

Und die Ro - sen, die pran - gen, brü - ber - hin fährt der Wind, und die Luft ist ver - gan - gen, eh' sie be - giunt.

Und die Bög - lein, die sin - gen, und die Luft, die ver - weht's - durch die Welt geht ein Kin - gen, und Rei - ner ver -

steht's. Und die Eter - ne, die schei - nen so hell durch die Nacht - Ich a - ber muß wei - nen in - mit - ten der

Bracht!

[2483]

Ueber die Aufbewahrung der Eier.

Es ist bekannt, wie groß der Werth der Eier, insbesondere der Werth der Hühnereier als Nahrungsmittel ist, und es muß sonach daran gelegen sein, dieselben auch in solchen Zeiten zu besitzen, wo wir über frische Eier nicht mehr verfügen können. Das gewöhnliche Verfahren, die Eier in Gefäßen oder auf einem besondern Brette, wo sie in aufgeschnittenen Böchern vertikal aufgestellt werden, an der Luft aufzubewahren, reicht nur für eine gewisse Zeit aus. Die atmosphärische Luft, welche als der vornehmste Factor aller Zerfetzungsprocesse der thierischen und pflanzlichen Gebilde betrachtet werden muß, dringt unter diesen Umständen auch durch die harte Schale ein, und je wärmer der Ort ist, wo dieselben aufbewahrt werden, um so eher wird ihr Inhalt in Fäulniß übergehen.

Die erste Bedingung zur Vermeidung einer solchen Veränderung besteht demnach in der Abschließung der atmosphärischen Luft. Man erreicht dies theilweise durch Aufbewahrung der Eier in Asche, Sand u. s. w. Allein wie schon erwähnt, erreicht man hierdurch seinen Zweck nur theilweise, denn selbstverständlich kann hier von einer vollständigen Absperrung der Luft nicht die Rede sein. Wenn man dagegen die Eier unter Wasser aufbewahrt, kommt man dem Ziele schon näher. Doch ist hierzu erforderlich, daß einmal das Wasser keine Luft enthalte (was man durch Abkochen des Wassers erreichen könnte) und zwei-

ter, daß das Gefäß vor dem Zutritt der Luft möglichst geschützt werde. Indessen würde dies Mittel an und für sich gebraucht, bennoch den Zweck verfehlen. Denn das Wasser allein schon vermag den kohlenfauren Kalk, welcher den wesentlichen Bestandtheil der harten Schale ausmacht, aufzulösen. Viel schneller aber würde dies geschehen, wenn diejenige Luftart, der wir überall in dem gewöhnlichen Wasser begegnen, nämlich die Kohlensäure, vorhanden wäre.

Um aber dennoch das Wasser für diesen Zweck benutzen zu können, läßt man zuvor so viel Aetzkalk oder gebrannten Kalk darin auf, als dasselbe aufzulösen vermag. Ein solches Kalkwasser bereitet man sich am besten, wenn man ein Stück frischen und gut gebrannten Kalkes zunächst mit einer kleinen Quantität Wassers löset und dann mit größeren Quantitäten des letzteren vermischt, gut umrührt, und die klare Flüssigkeit vom Bodensatz vorsichtig abgießt. Diese ist alsdann eine gesättigte Auflösung des Kalkes in Wasser, und in einem solchen lassen sich die Eier ziemlich lange unverändert aufbewahren.

Man thut sehr wohl, bei der Bereitung des Kalkwassers abgekochtes Wasser anzuwenden, und in das Gefäß, worin die Aufbewahrung der Eier geschehen soll, nur so viel von diesem hinein zu legen, daß das Kalkwasser noch eine Hand hoch darüber zu stehen kommt. Außerdem wende man Lektüre so kalt wie möglich an, und vermeide auch bei der weiteren Aufbewahrung warme Orte.

Die Wirkung des Kalkes ist hier eine doppelte. Einmal verbindet er sich mit der Kohlensäure, wenn solche im Wasser vorhanden, oder durch die atmosphärische Luft demselben zugeführt würde, und hebt so die nachtheilige Wirkung der Kohlensäure auf die Schale der Eier auf. Zweitens dringt der Kalk mit dem Wasser auch in die Poren der Schale ein, und erhärtet hier, und an der innern Wand derselben in Gemeinschaft mit dem Eiweiß zu einem unlöslichen Kitt, wodurch die Schale an Festigkeit und Undurchdringlichkeit bedeutend gewinnt.

Die Löslichkeit des Kalkes in Wasser ist jedoch eine sehr geringe. 1 Quart Wasser vermag kaum 1/2 Quentchen desselben aufzulösen. Diese geringe Menge des Kalkes wird aber dadurch,

daß derselbe sich theils mit der Kohlensäure verbindet, theils in die Schale eindringt, in kurzer Zeit verbraucht sein. Dadurch könnte aber leicht einer der oben angedeuteten Nachtheile eintreten. Um daher ganz sicher zu sein, ist es gut, eine kleine Quantität des Aetzkalles auf den Boden des Gefäßes zu bringen, ungefähr so viel, daß derselbe einige Linien hoch damit bedeckt wird. In dem Maße, als nun der aufgelöste Kalk ausgeschieden wird, findet das Wasser Gelegenheit von Neuem Aetzkalk aufzulösen. — Bei dieser Gelegenheit wird man beobachten, wie von der Oberfläche der Flüssigkeit aus, krystallinische Massen sich bilden, welche die Eier nach und nach bedecken. Dies ist kohlenfaurer Kalk, der nun nicht mehr löslich ist.

Vor allem ist freilich dafür Sorge zu tragen, daß frische, gute und unverdorrene Eier hierzu ausgewählt werden. Ein verdorrenes Ei kann daran erkannt werden, daß dasselbe, gegen das Licht gehalten, trübe und undurchsichtig erscheint, während das unverdorrene Ei mindestens durchscheinend ist. Dieses Mittel ist aber bei Tage nicht gut anwendbar, es sei denn, daß man die Untersuchung in einem dunklen Raume vornehme. Sonst erreicht man aber auch seinen Zweck, wenn man abwechselnd das stumpfe und das spitze Ende mit den trockenen Lippen berührt. Ist das Ei unverdorren, so wird man bei der Berührung des spitzen Endes Kälte, bei der des stumpfen aber das Gefühl von Wärme beobachten. Ist hingegen das Ei verdorren, so wird man an beiden Enden das Gefühl der Kälte haben. — Der Grund dieser Erscheinung liegt einfach darin, daß bekanntlich in dem unverdorrenen Ei, an dessen stumpfem Ende ein Raum zwischen dem Inhalte des Eies und dessen Schale vorhanden ist, der mit Luft ausgefüllt ist, während an dem spitzen Ende eine solche Luftkammer fehlt. Die eingeschlossene Luft ist aber bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter: Aus dem Grunde wird bei der Berührung dieses Endes mit den Lippen von letztern wenig Wärme abgegeben, und selbst die abgegebene, bleibt zunächst an der Schale, ohne bemerkbar fortgeleitet zu werden. Der eigentliche Inhalt des Eies aber, zunächst also das Eiweiß, leitet die Wärme, welche das

spitzere Ende des Eies empfängt, sogleich weiter, woher das scheinbare Gefühl der Kälte entsteht. In einem faulen, verdorbenen Eie ist aber jene Luftkammer zerstört, und der flüssige Inhalt wird auch an diesem Ende, wie an dem spitzeren, bis an die Schale reichen. [2522]

Mittel gegen Wein- und Kirschflecke.

Um diese Flecke aus der Tischwäsche zu bringen, taucht man so bald als möglich den besetzten Theil der Wäsche in siedende Milch, reibt ihn damit und wäscht ihn dann gelinde in reinem Wasser aus.

Gegen den Hausschwamm.

Als bewährtes Verwahrungsmittel wird angegeben, daß man die rohe Bräthe von Sauerkraut mit Haringlake, jedes zu gleichen Theilen, vermische, und damit das fertig zubereitete Bauholz oftmals bestreiche und diese Mischung völlig in dieselbe einziehen lasse.

Silberwaaren zu putzen.

Ein ganz neues, von einem Silberarbeiter in London herührendes Mittel, ist folgendes: Man nimmt sehr verdünnte Citronensäure, eine geringe Menge Soda und gepulverten Kalk. Man mische dieses gut zusammen und setze es der Sonnenhitze aus. Wenn die Flüssigkeit auf diese Art verdünnet ist, bleibt ein feines Pulver zurück, welches man schon am folgenden Tage anwenden kann und das vortreffliche Dienste leistet.

Fettflecken aus Papier zu machen.

Man erwärmt zuerst das besetzte Papier und legt so lange Löspapier auf und unter, als dieses noch Fett einsaugt. Als dann taucht man einen Pinsel in fast kochendes, sehr reines Terpentinöl, bestreicht mit ihm beide Seiten des Fettflecks und fährt damit so lange fort, bis der Flecken ganz verschwunden ist.

Um nun dem Papiere seine frühere Weiße und Glätte wiederzugeben, taucht man eine Bürste in Weingeist und bestreicht mit ihr einige Male die Stelle des früheren Flecks. Es bleibt dann keine Spur zurück, mag der Fleck nun durch Del, Wachs oder Talg verursacht worden sein.

Bouillon in einer Stunde zu bereiten.

Wenn man Bouillon rasch nöthig hat, sei es für einen Kranken oder zum Küchenbedarf, so nimmt man ein Pfund Rindfleisch mit etwas Kalb- oder Hammelfleisch (Erstere, wenn das Bouillon für Kranke, das Letztere, wenn sie zur Bereitung einer Sauce dienen soll), schneidet das Fleisch in kleine Stücke, thut diese Stücke in ein Casserol mit Zwiebeln, Mohrrüben, den gewöhnlichen Suppenkräutern, etwas Speck (wenn nämlich das Bouillon nicht für Kranke bestimmt ist), und ein halbes Glas Wasser. Eine Viertelstunde läßt man das Alles über gelindem Feuer schmoren, gießt alsdann eine größere oder geringere Quantität kochendes Wasser hinzu, je nachdem man das Bouillon stark oder schwach wünscht, thut etwas Salz hinzu und läßt das Ganze noch ¼ Stunden kochen. Hierauf wird es durch ein reines Leinentuch filtrirt und ist vollkommen gut und kräftig zum Genießen, wie zum Küchenbedarf.

Goldene, plattirte und vergoldete Schmucksachen zu reinigen.

Man wirft ein wenig Ammoniaksalz in kochendes Wasser, rührt es um, taucht die Schmucksachen hinein, zieht sie sogleich wieder heraus und trocknet sie an sehr feinen Leinen gut ab. Wenn sie völlig trocken sind, werden sie mit einer weichen Bürste und etwas englischem Roth gebürstet.

Erfrischendes Getränk.

Auf 20 Pfund Wasser nimme 30 Gramm Hopfen, eine in Scheiben geschnittene Citrone, 1 Pfund Zucker, 2 kleine Gläser Branntwein, 6 Drangenblätter und etwas Bierhefen. Laß das Ganze 4 Tage stehen und schüttele es während dieser Zeit oftmals um. Nach Ablauf derselben wird das Getränk in Flaschen gefüllt, gut zugestopft und an einem kühlen Orte bis zum Gebrauch aufbewahrt.

Ritt.

Bei der Eroberung von Algier lernten die Franzosen den Ritt kennen, der bei den Gebäuden dort häufig gebraucht wird und der Witterung selbst mehr noch widersteht, als Marmor. Er ist aus zwei Theilen Asche, einem Theil Sand und drei Theilen Thon zusammengesetzt und bekommt noch einen Zusatz von Del. Die Mauren nennen ihn „Zabbi“.

Rösselsprung-Aufgabe.

dig	springt	dir	Laß	offen.	gen.	füh-	le
auch	Vah-	ben-	tra-	die	bald	in	Wo
le-	in	Dann	nen	fest	nem	See-	zu
gen,	das	neue	stark	be	Dir	Glau-	Wa-
sind	Er-	schla-	Hof-	be,	gen	Lie-	den
Hoff-	ge-	That	Wur-	ed-	Glau-	den	Kro-
feu,	zel	nung	Lie-	feu,	ne	und	die
sich	be,	trof-	ler	ben	ne	Als	wer-

Zweihylbige Charade.

Möge das Auge zum Himmel sich wenden oder zur Erde, Ober versenkt sich der Blick tief in die Seele hinein — Ueberall kannst Du erspähen der ersten tiefes Geheimniß, Ueberall zeigt sie sich Dir als die gewaltige Kraft! In dem bunten Getümmel der Welt erkennst Du, daß mancher Ringt mit febrischer Gluth nach der zweiten Besitz; Dennoch birgt sich der Arme am tiefsten verschlossen das Kleinod; Hat er es einmal erreicht — „ist“ er, was jener nur „scheint.“ Inhaltvoll sind die Sylben, nicht minder bedeutend das Ganze, Und wer die erste besitzt, steht dem Ganzen nicht fern!

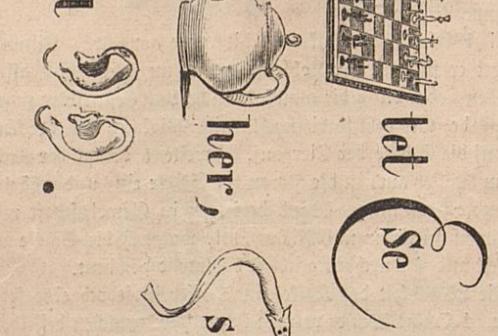
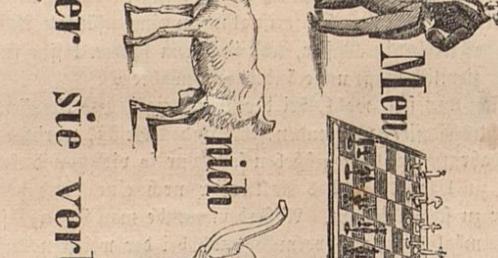
[2520]

J. Scherle.

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Auflösung des Sylbenräthfels in Nr. 33.

„Wind-Parce“

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 33.

Das Glück gedeiht nur in der Stille Bei einem kleinen Eigenthum. Ein Name tödtet es, ein Wille, Es steht vorüber ohne Ruhm; Vom Leben kommend schafft es Leben, Die Liebe schürt's, weil's Liebe ist! Man kann's genießen, nicht erstreben Mit Menschenlist.

L. Scherer.

Auflösung des Rebus in Nr. 33.

O Valentine, was weinst Du, beste Schwester?



Hr. N. G. in B-n. Schwarze Kleider werden häufiger mit doppelt- und einfachem, à bandes garnirten Mod., als mit Volants getragen. Schutte zu Tallein brachte bereits Nr. 28 des Bazar und können wir vorläufig nicht wieder darauf zurückkommen. Die Art der Aus schmückung finden Sie auf mannigfache Weise bei den Abbildungen in Bazar Nr. 24, Seite 188, und in Nr. 28, Seite 219, angegeben, deren Erklärung zugleich auch die Mode der Kleider behandelt.

Hr. L. E. in S. und W. K. in B-n. Als theilweise Beantwortung Ihrer Anfragen, machen wir Sie aufmerksam auf die sehr hübsche Braut- und Brautjungfer-Parade des in Nr. 33 des Bazar erschienenen Modebildes, ferner auf die in Nr. 22, Seite 172, gelieferten Abbildungen verschiedener Coiffuren, worunter die einer Braut. Was die Morgen-toilette betrifft, so glauben wir, daß Sie die einer jungen Frau meinen, da die Morgen-toilette einer Braut wohl nicht in Betracht kommt. Der Morgenanzug einer jungen Frau kann in einem weißen Ueberrock von „Bique“, „Jacomet“, oder ächten Wattist bestehen, derselbe erhält eine Verzierung à bandes je nach dem Stoff des Ueberrockes, von Spitzen, Stickerei, oder Besamenterborten. Letzteres gilt natürlich für den Bique. Das Leibchen (Schoofstille) wird vorn herunter mit farbigen Bandstreifen geschmückt. Hierzu gehört ein leichtes Häubchen, welches sich vorn in einer Spitze der Stirn zuneigt, nach hinten mit gleichem Band garnirt ist.

Hr. M. S. in L. Zwar nicht gleich, aber so bald als möglich.
Hr. S. B. in S-w. Auf einem der nächsten Stickereibogen soll das Gewünschteste erscheinen.

Hr. E. J. M. in W-e bei D-f. Der nächste Stickereibogen enthält 2 Stickereibogen zu Kindermägen; daß diese Ihren Anforderungen entsprechen, wollen wir wünschen.

Hr. J. C. L. in W. Es thut uns leid, auf Ihren so freundlich ausgesprochenen Wunsch nicht eingehen zu können. Derartige Abwege würden uns zu weit führen. Was die Spiele betrifft, so kommen wir später darauf zurück.

Hr. B. 22. Der Artikel: „Das Gesicht“ in Nr. 1 des Bazar 1857, Seite 6, giebt Ihnen Aufschluß über naturgemäße Behandlung der Gesichtshaut, auch der Artikel in Nr. 21, Seite 167: „Die Mit-eiser“ wird Ihnen wahrlich ein Theil Ihrer Fragen genügend beantworten. Keine Unvorsichtlichkeit der Haut, die Sie erwähnen, führen fast immer von verdorbenen Säften, von Unterleibsleiden, überhaupt von inneren Ursachen her, und können daher auch nur durch innere Mittel geheilt werden. Solche Mittel hier anzugeben, ist jedoch aus dem Grunde schon unmöglich, weil die vielfachen inneren Uebel der Menschen, und mithin deren ängere Wirkungen, nicht mit ein oder zwei Mitteln zu bekämpfen sind. Am besten ist einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

Um Locken kraus zu erhalten, ist das geeignetste Mittel, sie mit Zunderwasser, oder einer Abkochung von Leinsamen beim Aufwachen zu besprengen. Der nassem Luft widersteht jedoch die so behandelten Locken keinesweges, das ist nur die Eigenschaft natürlich krausen Haares. Glattes Haar in krauses zu verwandeln gelingt zwar auf Stunden, oder auf Tage — aber ganz besiegen läßt sich die Natur nicht.

Herr C. B. in C-n. Wir sind reichlich mit musikalischen Compositionen versehen.

Hr. J. v. J. in B. bei W. Der Rebus enthält einige zu gewagte Unrichtigkeiten — daher nein.

Hr. H. B. in D. Ihre Lösung des Räthfels in Nr. 33 war nicht richtig. Sollte Sie der Ausdruck irre geführt haben: „In unsern vernünftigen Tagen“? Eine Bemerkung Ihres Briefes brachte uns auf den Gedanken, so unwahrscheinlich ein solcher Irrthum ist. Wenn von „unsern vernünftigen“ Tagen die Menschen „unvernünftig“ gewesen seien, sondern nur, daß in unsern Tagen im Allgemeinen die Vernunft über das Gefühl herrscht. Ist Ihnen das Wort störend, so erlauben Sie es in Ihren Gedanken durch „nüchtern“, doch ja nicht etwa als Gegensatz von „betrunken“.

Hr. U. v. B. in L. Volantstroben ohne abgegebene Garnitur werden mit Schrägstreifen von Taffet, Gaze, Grew, Popeline oder Sammet verziert, je nachdem der Stoff des Kleides es bedingt. Die Breite der den Saum der Volants bedeckenden Besatzstreifen ist 1-2 Sechzehntel Elle; Nermel und Fichu werden mit gleichen Streifen garnirt.

Hr. M. B. in O. Lassen Sie sich Ihre Basquine nicht verleiden, wenn eine oder die andere Dame Ihrer Bekanntschaft die Eleganz dieses Kleidungsstücks bezweifelt. Vielleicht sind jene Damen corvulent und können selbst keine Basquine tragen. Damit wäre ja das Räthfel gelöst.

Hr. v. J. in M. Sie sind sehr gewissenhaft, in Betreff dessen, was dem Alter, was der Jugend gebührt. Man findet das selbe. Wenn Sie darüber unsere Ansicht hören wollen, so dürfen wir sie Ihnen nicht vorenthalten. Bei der jetzigen Beliebtheit des Glöckchen-Besatzes wird derselbe zwar ohne Unterchied von älteren und jungen Damen getragen, doch wenn Ihr richtiger Tact die Glöckchen, als für das höhere Alter etwas coquet, zum Besatz Ihres Gutes und Ihres Kleides verschmähe, so sind Ihre Gründe nicht zu mißbilligen. Glöckchen stehen allerdings der Jugend besser, während Spitzen und Franzen ein das spätere Alter stets wohlfeidender Ruh sind.

Hr. M. F. in P. Wenn Sie die große Ausgabe für ein Chantilly-Spizentuch nicht scheuen, so kaufen Sie es von Violard in Paris, Rue de Choiseul, 4, denn mit dem Ankauf eines Tuches oder einer Mantille von Violard ist der große Vortheil verbunden, daß man bei etwaigem Modewechsel den genannten Gegenständen eine andere Form geben kann, ohne durch unarmberziges Zerhacken einen Theil des schönen Gewebes zu zerstören. Violard fertigt seine Chantilly-Spizent-Mantelets aus einzelnen Streifen, welche durch Lösen einer Naht auseinander zu nehmen sind und zu neuer Gestalt zusammengeheftet werden können, ohne daß das Muster im Ganzen leidet, bei neuer Zusammenfügung. Die Figuren des Musters sind nehmlich so gewebt, daß sie stets an einander passen, wie die Figuren eines Zusammenfügungsspiels. Hr. Violard hat auf diese Erfindung ein Patent auf 15 Jahre erhalten.

Berichtigung.

In Nr. 34 des Bazar Seite 268 in der Erklärung der beiden Weisheitsräthel, muß der Satz „Die Ringe werden“ — sich unmittelbar den Worten „Halsbündchen u. s. w.“ anschließen.